Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **27 (1945)**

Heft 10

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 9. März 1945 | Erscheint jeden Freitag | 27. Jahrgang Nr. 10

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Politik, eine Gefahr für die Frauen?

Die Politisierung der Schweizerfrau ist ein oft gehörtes Warnsignal der Gegner jeder öffentlichen Mitarbeit der Frau, sogar in der Gemeinde, das seinen Eindruck auf ängstliche Seelen nie verfehlt. Es ersteht vor ihnen das Schreckgespenst der leidenschaftlich sich ereifernden, jeden weiblichen Charmes baren Frauenrechtlerin alten Stils (wie sie wohl überhaupt nur in der Einbildung bestanden hat).

In den Märchen zerfließen die Gespenster stets in nichts, wenn einer beherzt genug ist, sie gehörig anzupacken und von nahem zu besehen. Wie viel tiefe Weisheit steckt da drin! Und verhält es sich nicht am Ende mit unserem Gespenst ganz ähnlich? Seien wir einmal ebenso tapfer wie unsere Märchenhelden und betrachten wir auch jenes furchtverzerrende Ungetüm der politisierenden Frau bei Licht!

Wir müssen vorerst

unsern landläufigen Begriff von der Politik

und vom Politisieren etwas schärfer ins Auge fassen. Politik treiben heißt nun einmal nicht, — wie oft schon ist dies gesagt worden! — hinter dem Biertisch sitzen, Ränke schmieden, intrigieren, lästern, die Gegenpartei verunglimpfen und zu allerlei unlauteren Machenschaften die Hand bieten. Zugegeben, daß es eine „Politik" gibt, die in diesem Gewande auftritt. Das ist aber nicht Politik, sondern ihr Zerrbild. Politik heißt: aktives Einstehen für die Gestaltung des Staates nach bestimmten Grundsätzen und Idealen. Warum nun sollte sich nicht auch die Frau in ihrer Einstellung zum Staat von Grundsätzen und Idealen leiten lassen? Was wäre da Verwerfliches dabei? Ja, hat denn die Schweizerfrau nicht bereits Stellung bezogen, sich politisch entschieden?

Wenn wir ihre Tätigkeit in den letzten Jahren betrachten, wenn wir auch nur summarisch überblicken, was die Schweizerfrau in dieser Zeit für ihren Staat getan hat, dann werden wir uns sagen müssen: sie treibt ja schon jetzt Politik, zwar ohne bestimmte Rechte noch, aber doch Politik im besten Sinne des Wortes. Denn sie hilft mit an der Gestaltung unseres staatlichen Lebens, sie greift hilfreich ein mit Rat und Tat, wo und wie ihr dies innerhalb der ihr auferlegten Schranken immer möglich ist, sie ist mit dem Mann Trägerin und Erhalterin unseres äußeren staatlichen Aufbaus und unseres staatlichen Ideengutes.

Und das wäre nicht Politik?

Allerdings Politik der Rechtlosen, ohne die Möglichkeit der direkten, durch die bürgerlichen Rechte garantierten und kontrollierten Einwirkung.

Auch wenn die Frau nun eines Tages dieser rechtlichen Mittel teilhaftig werden sollte, würde das an ihrer bisherigen geistigen Einstellung zum Staatsganzen wenig ändern; sie würde nicht erst dadurch politisiert, sondern ihre geistige Politisierung ist durch die Umwälzungen der Neuzeit schon längst vollzogen.

Damit hat unser Gespenst schon sehr viel von seiner Gefährlichkeit verloren. Wir fragen uns aber weiter:

Welcher Art ist die politische Tätigkeit des stimmberechtigten Bürgers?

Sie besteht in erster Linie in der Teilnahme an Abstimmungen und Wahlen und vollzieht sich in geordneten gesetzlich vorgeschriebenen Formen, die keine wesentliche Belastung des Stimmpflichtigen mit sich bringen. Wenigstens habe ich noch nie einen Mann behaupten hören, daß er ob dieser Erfüllung seiner Bürgerpflichten seine persönlichen Angelegenheiten nicht mehr in Ordnung halten könnte.

Weitgehender ist die Inanspruchnahme dort, wo der Bürger sich einer Behörde zur Verfügung stellt. Das trifft aber für einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz zu, nämlich nur für jene, deren persönliche Lebensumstände eine solche Inanspruchnahme gestatten. Daß dieser Prozentsatz bei den Frauen noch weit geringer wäre, ist nach den bisherigen Erfahrungen bei uns und anderwärts nicht zu bezweifeln. Warum aber sollte nicht die aktive Arbeit in einer Armen- oder Schulbehörde, in einer Vormundschaftskommission oder gar im Gemeinderat einer geeigneten und fähigen Frau Gelegenheit bieten, ihre Erfahrungen und ihre im Leben erkämpfte und erhärtete Einsicht der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen? Sind wir denn so überreich an wertvollen politischen Mitarbeitern, daß wir solche Kräfte kurzerhand von uns weisen dürften?

Unser Gespenst schrumpft in sich zusammen. Nur ab und zu züngelt und zischt es noch etwas von der

parteipolitischen Gefährdung der Frau.

Es scheint von der Auffassung auszugehen, daß nur dort eine gedeihliche und harmonische Familiengemeinschaft möglich ist, wo sich die ganze Familie, vor allem aber Mann und Frau, parteipolitisch auf der gleichen Seite befinden, nämlich — das ist ja ganz selbstverständlich — auf der Seite des tonangebenden Familienoberhaupts. Andere Ansichten sind nicht gestattet!

Doch Spott beiseite. Wie viel glücklicher, wie viel tiefer, lebendiger und anregender für beide Teile würde sich doch manche Gemeinschaft gestalten, wenn sie ganz aus freien, selbständig urteilenden, in sich gefestigten, in sich ruhenden Menschen bestände, die sich und ihre Grundsätze gegenseitig achten!

Eine wirkliche Ehe, die geistig und seelisch richtig unterbaut ist, verträgt auch politische Verschiedenheiten, wenn sie aus ehrlicher, ernster Ueberzeugung kommen. Wo jenes Fundament fehlt, da scheitert die Gemeinschaft sogar bei politischer Gleichschaltung.

Macht eure Frauen zu geistig und rechtlich ebenbürtigen Gefährtinnen,

ihr Schweizer-Männer, und der Gewinn ist ganz auf eurer Seite.

Und schließlich vermag die deutsche Besinnung auf gewisse gemeinsame politische Ziele — und solche gibt es, auch wenn Frauen im übrigen verschiedenen parteipolitischen Richtungen angehören — unter ihnen ein bisher wenig gekanntes Zusammengehörigkeitsgefühl zu erwecken, eine über allem parteipolitischen Kleinkrieg stehende Frauenpolitik zu begründen, die durch ihre sozialen Ziele mit ein Fundament zur Erhaltung unseres freiheitlich-demokratischen Staatswesens bilden kann. Dr. H. Th.-A.

„Ist es wirklich wahr?"

Vier Volkswirtschafterinnen sind der amerikanisch-englischen Wirtschaftsdelegation als Statistikerinnen und Sekretärinnen zugeteilt. Die vier jungen Frauen fanden sich dieser Tage mit Bernerinnen zu einem geselligen „Meeting" zusammen. Und natürlich kam auch die Frage: „Ist es wahr, daß die Schweizerinnen nicht stimmen dürfen?" Wir bejahten kleinlaut. So begeistert die Angelsächsinnen vom Jungfraujoch waren, so wenig waren sie es von unserm Frauen- und Jungfrauenjoch der politischen Unmündigkeit! „Terrible" fanden sie es, daß wir Schweizerinnen das Stimmrecht nicht haben — während viele Eidgenossen es „terrible" finden, daß wir es haben wollen. Aber eben: die Angelsachsen handhaben einen andern Maßstab als wir, nicht nur in bezug auf „Yards, Feet and Inches", sondern vor allem auch in bezug auf die Stellung der Frau ... G. M.

Sinkender Frauenüberschuß und Ledigenfrage

Noch besitzen wir nicht das schweizerische Gesamtresultat der eidgenössischen Volkszählung von 1941 in bezug auf den Anteil der Frauen an der Wohnbevölkerung. Nach den drei bisher erschienenen kantonalen Heften zu urteilen, scheint aber der Frauenüberschuß zwischen 1930 und 1941 eine rückläufige Bewegung durchgemacht zu haben, die teilweise schon 1920 einsetzte. Vermutlich hat ein weiblicher Einwanderungsüberschuß (Hausangestellte usw.) früher wesentlich zum Frauenüberschuß im gesamtschweizerischen Durchschnitt beigetragen, während der hervorragende Frauenüberschuß in den Städten auch auf die schweizerische Zuwanderung vom Lande zurückzuführen war. In den drei Kantonen, für die wir Angaben schon besitzen, entfielen auf 1000 männliche Angehörige der Wohnbevölkerung:

	weibliche Personen		
	1920	1930	1941
Graubünden	1044	1055	1033
Thurgau	1164	1150	1126
Aargau	1054	1045	1043

Noch interessanter sind die Zahlen der ehemündigen Bevölkerung, zu denen das Eidgenössische Statistische Amt Männer von über 20 Jahren und Frauen von über 18 Jahren zählt. In diesen Altersklassen ist der Frauenüberschuß höher als im Gesamtdurchschnitt, da ja bekanntlich in den untersten Lebensstufen ein Ueberschuß der männlichen Bevölkerung vorherrscht, der dann durch größere Sterblichkeit beim männlichen Geschlecht aufgehoben wird. Im ehemündigen Alter kamen auf 1000 männliche Personen:

	weibliche Personen		
	1920	1930	1941
Graubünden	1148	1139	1124
Thurgau	1164	1150	1126
Aargau	1184	1159	1145

In den drei Kantonen kamen 1941 auf total 172,907 ehemündige Männer total 196,260 ehemündige Frauen. Von den Männern waren im ganzen 57,867 ledig. Zwischen 20 und 40 und darüber kann allerdings noch manch einer sein Lebensschifflein in den Hafen der Ehe einlaufen lassen.

Wenn man aber bedenkt, daß doch eine große Zahl von Männern ledig bleibt, so erkennt man, daß eine noch größere Schar von Frauen, die nicht nur ehemündig, sondern ehefreudig wäre, ledig bleiben muß. Daraus ergibt sich die wichtige Frage der sozial richtigen Eingliederung der Ledigen, die mit Ledigensteuern und systematischer Bevorzugung der Familienväter, gleich welcher Vermögenslage, gewiß nicht gelöst ist. Der schweizerische Ledigenstand dient, namentlich auf der Frauenseite, in seiner großen Mehrzahl der Erhaltung von Eltern, Geschwistern, Neffen und Nichten durch ständige Unterstützung. Er kann sich somit mit gutem Gewissen sagen:

Zwar überflüssig,
doch nicht überflüssig

Dagegen kann er für sein Alter nur selten auf Unterstützung hoffen und muß für sich selbst vorsorgen. Falls diese Ledigen durch systematische wirtschaftliche Schlechterstellung (niedrigere Löhne, höhere Steuern, ungünstigere Lohnausgleiche und Sozialversicherungsleistungen usw.) immer stärker daran verhindert werden, die nötige Selbstvorsorge für Krankheit, Invalidität und Alter zu treffen, falls das Verständnis bei Behörden und in der öffentlichen Meinung stets geringer wird, so könnte vielleicht noch passieren, daß sie sich zu einer „Interessenverteidigung" zusammentun. Hoffen wir, daß dies nicht nötig sein wird, sondern daß die Einsicht in die wirtschaftlichen Lebensnotwendigkeiten der Ledigen zunimmt und daß sie nicht durch eine primitive Familienschutzpolitik ungerecht benachteiligt werden. (D. S. in „Neues Winterthurer Tagblatt")

Alltag der Frau im Kriege

Von Beate Frey

(Abdruckrecht: Schweizer Feuilletondienst)

Wie eine Schweizerin von den deutschen Frauen im sechsten Kriegsjahr zu berichten hat, wird jedermann, insbesondere aber unsere Leserinnen, interessieren. Beate Frey läßt uns Blicke tun in den kummerschweren Alltag einer Aerztin, einer Arbeiterfrau, einer Schauspielerin, und schließlich erzählt Beate Frey uns von den Lebensbedingungen einer „Ausgebombten".

I. Die Aerztin

Wohl keine Frau in der Großstadt hat heute eine so schwere Berufspflicht zu erfüllen wie die Aerztin. Sie sind zwar alle eingespannt in das bittere Kriegserleben, aber niemand unter den Frauen ist ihm so ausgeliefert wie die Aerztin. Denn allein sie darf sich keinem Not- und Elendserleben, keinem grausigen Anblick verschließen. Wir wollen nicht von jenen Vertreterinnen ihres Berufes sprechen, die gleich an der Türe des Sprechzimmers die Warntafel aufgehängt haben: „Fasse dich kurz und du hilfst mir arbeiten!", die jedem Patienten mit der Uhr in der Hand genau vier Minuten Zeit einräumen, die den Hausbesuch abhängig machen von der Kürze des Weges, damit der Benzinvorrat nicht allzusehr vermindert wird.

Frau Dr. U. vielmehr gehört zu jenen Aerztinnen, die ihre Arbeit nicht als Beruf, sondern als Berufung auffassen.

Sie ist verheiratet, hat einen Mann, der bisher als Lehrer am Gymnasium wirkte, nun aber mit seiner Klasse evakuiert wurde, so daß sie ihn im Jahr einoder höchstens zweimal sieht. Sie hat zwei Kinder, von denen die Älteste im weiblichen Arbeitsdienst unkontrollierbaren Umgang und Einfluß genießt, während der Bub mit siebzehn Jahren an die Front mußte. Es ist also eine Frau, die sich hineinversetzen kann in das Erleben vieler anderer, die in privater Beziehung das gleiche Schicksal haben.

Wenn Frau Dr. U. früher manchmal bei ihren Patienten nach der psychischen Krankheit suchen mußte, die die Heilung der physischen so sehr verlangsamte, so ist das heute nicht mehr notwendig. Leid und Kummer liegen so offen zutage, daß man kaum darüber zu reden braucht.

Pünktlich um acht Uhr morgens öffnet Frau Dr. U. die Türe ihres Wartezimmers, das, wie immer um diese Zeit, schon gestopft voll ist, obwohl sie vorherige telephonische Anmeldung zur Bedingung machen muß. Trotz der Tafel draußen an der Türe, die besagt, daß vor halb acht Uhr der Eintritt nicht gestattet ist, sind die meisten der angemeldeten Patientinnen bereits da. Es sind Frauen jeden Alters, vom jungen Mädchen bis zum alten Mütterchen, und dann sind noch eine beträchtliche Anzahl Kinder da, die einen Kinderhort füllen würden.

Schon um halb neun Uhr wird das Schild draußen ersetzt durch ein anderes: „Wegen Überfüllung geschlossen!" Ab und zu wagt dann doch noch eine Patientin um Einlaß zu klingeln, und die Haushälterin der Aerztin kann sie nicht abweisen, denn die Patientin war gestern schon in der Sprechstunde und möchte nur ihr Rezept umgeschrieben haben.

Wenn Frau Dr. U. sie sieht, weiß sie schon, daß wieder eine unfruchtbare unangenehme Mehrarbeit ihrer wartet. Unwillig greift sie zum Telephon und läutet die Apotheke an, um sich informieren zu lassen darüber, welche Arzneimittel wieder nicht mehr geliefert werden können, ob mit der Lieferung nach einiger Zeit wieder zu rechnen ist, oder ob die Fabrik beim letzten Angriff zerstört wurde.

„Es werden uns kaum noch die alten guten Hausmittel bleiben für die Behandlung!" stöhnt die Aerztin, als sie den Hörer in die Gabel legt. Nun muß sie auch noch den Katalog der Krankenkasse wälzen, denn sie darf ja der Kassenpatientin nicht als Ersatz für die ausgefallene eine teurere Medizin verordnen. Das Rezept würde die Krankenkasse nicht vergüten und der Papierkrieg hätte neue Nahrung.

Erst kürzlich wurde zum Beispiel von einem Kollegen ein Prozeß gegen eine Krankenkasse geführt und gewonnen. Die Krankenkasse hatte sich geweigert, bezahlte Rechnungen zu vergüten, da diese erst vier Monate nach der Behandlung ausgestellt worden waren. Wie können Arzt und Aerztin es einrichten, pünktlich in dem von der Krankenkasse vorgeschriebenen Vierteljahr ihre Rechnungen zu versenden, da ihr Tag nicht einmal lang genug ist, die Besucher abzufertigen und die Hausbesuche zu bewältigen! Und dazu noch die Erledigung der Fragebogen, das Studium neuer Anordnungen und Gesetze, die von den Partei- oder Amtsstellen, von Standesorganisationen und Krankenkassen in lebhafter Folge und oft sich gegenseitig widersprechend auf die Aerzteschaft losgelassen werden mit dem strikten Vermerk „sofort zu erledigen!"

„Am Sonntag werde ich vielleicht an meine Schreibarbeit denken können", tröstet Frau Dr. U. die nächste Patientin, die heute schon zum drittenmal um ihre Rechnung bittet.

Um halb zwölf führte die Aerztin die letzte Vormittagspatientin herein. Sie will ärgerlich werden, als die Frau ihr erzählt, daß ihr Bub Leibweh habe. „Deswegen hätten Sie ja nun wirklich nicht zu mir zu kommen brauchen!" sagt sie ihr.

„Ja", entgegnet die Frau, „ich wäre auch nicht gekommen, wenn ich in der Drogerie Pfefferminztee erhalten hätte. Aber den gibt es doch nur auf ärztliche Verordnung!"

Halb belustigt, halb ärgerlich stellt die Aerztin das Rezept für Pfefferminztee aus. —

Nun muß Frau Dr. U. sich für ihre Hausbesuche bereit machen. Recht lang ist die Liste bereits, die ihre Haushälterin nach den Telephonaten in ihrer Abwesenheit ergänzt hat. Da wird es drei Uhr werden, ehe sie ihr Mittagessen kurz vor der Nachmittagssprechstunde einnehmen kann. Sie überfliegt die Namen auf der Liste. Die meisten sind ihr bekannt, da sie lange Jahre im Bezirk ist. Sie kennt ihre Patienten, weiß, wo sie wirklich aus dringlichen Gründen gerufen wird, weiß, wo eine Mutter allzu ängstlich ist und mit einem Halswickel ihrem Kinde wahrscheinlich selbst helfen könnte. Aber sie vermeidet es, wenn sie es kann, am Telephon Anweisungen zu geben, ohne den Patienten gesehen zu haben. Nur den zweiten oder dritten Besuch ersetzt sie manchmal durch telephonische Verordnungen. Es ist ihr

Aus der Arbeit des Zivilen Frauenhilfsdienstes

Was tut der Zivile Frauenhilfsdienst Zürich zur Gasrationierung?

Immer ist es in diesen Kriegsjahren das Ziel des Zivilen Frauenhilfsdienstes gewesen, die zeitbedingten Aufgaben, die Probleme, die sich plötzlich aus veränderten Verhältnissen für die Zivilbevölkerung ergeben, vorauszusehen, sie im Moment ihres Auftauchens sofort anzupacken und an ihrer Lösung tatkräftig mitzuarbeiten. Das Problem in diesem Sinne ist für uns Frauen zurzeit die Gasrationierung. Sie ist — wir wollen das ruhig zugeben — die einschneidendste Maßnahme dieser letzten Jahre, die uns zum Teil vor schwierige Situationen stellt. Und schon ist in Zürich der Zivile Frauenhilfsdienst am Werk — das heißt, er war es, noch bevor die Gasrationierung veröffentlicht wurde, und hat mit seinen Helferinnen und den Haushaltlehrerinnen, die mit ihm arbeiten, die Aktion vorbereitet, mit der — durch Beratung und praktische Anleitung — den Hausfrauen in ihrer Gasbedürfnis ein Weg gewiesen werden kann. Unter dem Motto „Wie spare ich Gas?" finden nun in allen Kreisen der Stadt mehrmals wöchentlich die Vorträge statt, die das Gaswerk, die Hauswirtschaftszentrale und der Zivile Frauenhilfsdienst zusammen mit den Haushaltungslehrerinnen der Gewerbeschule, der Haushaltungsschule Zeltweg und der städtischen Schulen gemeinsam veranstalten. Es sind deren 25—30 in der Woche. Allabendlich folgen etwa 400 Frauen den Ausführungen der Haushaltungslehrerinnen, und es ist eine gute Arbeit, die da geleistet wird. Es wird nicht von Gaskalamität geredet, es wird vor allem nicht geschimpft — sondern von klugen und erfahrenen Frauen wird bewiesen, daß es keine ungeheuerliche Zumutung ist, mit der in Aussicht genommenen Gaszuteilung kochen zu sollen und daß es mit gutem Willen zu schaffen ist. Alle die kleinen Kniffe und prinzipiellen Umstellungen werden besprochen, die zur Einsparung kleinerer und größerer Gasmengen führen: vom Speisezettelmachen am Vortag und dem Einweichen nicht nur der Dörrgemüse, sondern auch der Mahlprodukte, vom genauen Vorrichten aller Zutaten zu einem Gericht, bevor man das Zündhölzli anreibt und das köstliche Gas ausströmen läßt, bis zum genauen Ablesen und Aufschreiben der für ein Gericht verbrauchten Gasmenge, zum Kochen in der Kochkiste und zum Turmkochen. Die Zähleruhr wird anhand von Lichtbildern demonstriert, ebenso die Anfertigung der Kochkiste in ihren verschiedenen Etappen. Der Dampfkochtopf, die Rolle der verschiedenen elektrischen Hilfsmittel, werden besprochen und die Probleme des Abwaschens und des heißen Wassers für wöchentliche Wollwäsche gelöst.

Zu diesen Vorträgen kommen als weitere Veranstaltungen die Demonstrationen über einfache Behelfsmittel zur Ueberbrückung der Gasrationierung. Sie sind vom Zivilen Frauenhilfsdienst unter dem Titel „Wie koche ich ohne Gas und Elektrizität?" vor einem Jahr schon durchgeführt und damals von einem Teil der Bevölkerung vielleicht belächelt worden. Heute haben Eimerherd und Blechbüchsenherdli, selbstverfertigte Schoppenwärmer usw., alles Dinge, die die Hilfstrupps des Zivilen Frauenhilfsdienstes längst ausprobiert haben, plötzliche Aktualität erlangt und mit Interesse folgen die Zürcherfrauen den Anleitungen zum Selbstanfertigen dieser Gegenstände, die ihnen von Mitgliedern des Hilfstrupps und Helferinnen der Netzgruppen des Zivilen Frauenhilfsdienstes gegeben werden.

Es steht eine Unsumme von Organisationsarbeit hinter allen diesen Veranstaltungen. Wir glauben aber, daß von den Hunderten von Frauen, die sie besucht haben und noch besuchen werden, alle eine wohltuende Beruhigung und Ermutigung mit nach Hause nehmen und weniger angstvoll dem Tag entgegengehen, der ihnen die Zuteilungskarte ins Haus trägt. Wir wollen die Schwierigkeiten der Gasrationierung gewiß nicht bagatellisieren, aber geben wir zu: für eine Frau, die sich ganz ihrem Haushalt widmen kann, und die Zeit hat, die nötige Umstellung im Kochen nun rationell durchzudenken und durchzuführen, sind auch die neuesten Maßnahmen nicht erschütternd, — alles Komplizierterwerden ist letzten Endes auch ein Interessanterwerden. Belastender aber sind sie für jene Frauen, die darauf angewiesen sind, einen Bruchteil nur ihres Tages, einen kleinen vielleicht, für ihren Haushalt zu verwenden: die Berufstätigen, — die Waschfrau, die für die Familie vorkochen und Mann und Kinder „aufwärmen" lassen muß — die freiwillig sozial Arbeitenden, für sie alle, die gerne „rasch" kochen, weil sie noch anderes tun möchten oder tun müssen. Ihnen wird die Gemeinschaftsverpflegung eine große Hilfe sein. Aber auch da, wo diese Hilfe nicht ist, wird es gehen! Wie stünden wir sonst da vor all den Frauen in den Kriegsgebieten, die seit Monaten kein Gas haben oder bei denen einmal am Tage ein schwaches Flämmchen brennt und die trotzdem ihre Kinder ernähren und sauberhalten müssen!

S. O.

Pestalozzi zum Problem der unehelichen Mutter

Der Name Heinrich Pestalozzi ruft in uns gewöhnlich die Erinnerung wach an das Bild eines väterlichen Kinderfreundes und weckt in uns zumeist die Vorstellung von Volksschule und Erziehung. Wenige wissen aber, daß Pestalozzis Denken und Pestalozzis Werk weit mehr umfaßt als bloße Schul- und eigentliche Erziehungsfragen. So schrieb er unter anderem 1783 ein gesetzgeberisches Werk, in welchem er sich mit dem Problem der unehelichen Mutterschaft auseinandersetzte und zugleich Vorschläge machte für bessere Gesetzesbestimmungen.

Die Lage der Frau,

insbesondere diejenige der außerehelichen Mutter hatte sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts zusehends verschlechtert. Im 17. Jahrhundert war es noch durchaus Brauch gewesen, daß das Chorgericht — eine Art Sittenpolizei — nach dem Vater des Kindes gesucht und diesen dann verpflichtet hatte, für die Kosten der Geburt wie für den Unterhalt von Mutter und Kind während der folgenden sechs Monate aufzukommen. Die Mutter war ihrerseits verpflichtet gewesen, das Kind ein halbes Jahr zu pflegen, dann aber hatte sie es unweigerlich dem Vater zutragen und zueignen müssen. Ebenso waren im 17. Jahrhundert die Strafen für Unzucht und „Hurerey" für Männer und Frauen gleich gewesen. 1712 aber wurden neue Strafbestimmungen eingeführt, nach welchen Verfehlungen der Männer weit milder bestraft wurden als diejenigen der Frauen. Begründet wurde diese Schonung der Männer damit, „daß die Unzuchtverfehlungen der Männer nach dem Wort Gottes und der Meinung der Gottes-Gelehrten geringere Sündenfälle seien als diejenigen der Frauen." Diese ungleiche Stellung der Frau und ihre weitgehende Rechtlosigkeit wirkte sich in der Folge auch darin aus, daß die Chorgerichte mehr und mehr die äußere Fürsorge für Mutter und Kind durch Verpflichtung des Vaters vernachlässigten. Die uneheliche Mutter war also mehr und mehr allein mit dem Kind belastet. Wo sie es nicht bei sich haben konnte — wie das bei den vielen herrschaftlichen Dienstmägden der Fall war, — versuchte sie es in Kostgeld zu geben, oder aber, sie versuchte auswegslos, wie sie war, ihre Schwangerschaft zu verheimlichen und das Kind bei der Geburt auf die Seite zu schaffen. (Schluß Seite 5)

Was sollte sie also tun,

schutzlos, rechtlos, mittellos wie sie war? Es ist bedeutsam, daß von jenem Zeitpunkt an die Fälle von Kindsaussetzung und von Kindsmord sich häufen. Mehr und mehr kam es vor, daß Neugeborene oder wenige Wochen alte Säuglinge nachts vor die Türen reicher Stadtbürger oder „auf den Holzbeigen" — wie es heißt — verunsagender Bauern ausgesetzt wurden. Und mehr und mehr kam es vor, daß Neugeborene tot aufgefunden wurden, in den Abfallgruben der Stadt, auf offenem Felde, unter einem vergessenen Gemäuer, im Wasser. Auf diese Lage der Dinge antwortete der Bernische Große Rat 1758 mit einem Mandat, in dem er für die Frauen, die ihre Kinder unbesorgt liegen ließen oder aussetzten, die Todesstrafe vorsah. Aber ungeachtet dieser harten Strafbestimmungen kamen Kindsaussetzung und Kindsmord immer wieder vor. Deshalb erließ die Bernische Regierung fünf Jahre darauf ein weiteres Mandat mit noch verschärften Bestimmungen, das nun auch für Abtreibung oder bloßen Abtreibungsversuch Todesstrafe vorsah. — Das folgende, dem Bernischen Großthurnbuch von 1770 entnommene

Bruchstück aus Verhör

und Urteil einer außerehelichen Mutter mag veranschaulichen, in welch verzweifelter Lage solche Mütter sich befanden und mit welcher verständnislosen Härte sie abgeurteilt wurden: Lage und Umstände der Geburt, Verhör und Urteil sind sich in all den vielen Fällen sehr ähnlich, so daß dies eine Beispiel ein richtiges Bild geben wird: Auf offenem Felde, in der Nähe von Weyermanns Haus, war eine tote Frühgeburt gefunden worden. Kurz darauf wurde eine Dienstmagd festgenommen, die, nach Aussage des Protokolls, „weder Vater noch Mutter mehr" hatte, „nur noch eine arme Schwester". Nach den Umständen der Geburt befragt, sagt sie folgendes aus: „Ach, es wolle alle Wahrheit bekennen. Gestern Vormittag sehe ihm schon übel gewesen, es sehe erkaltet, weilen es in der Kuchi liegen müssen. Nachmittag habe die Meisterfrau ihm seinen Lohn gegeben, und um drei Uhr sey es weggegangen. Als es vor Weyermanns-Haus hinausgekommen, habe es schon Kindswehe verspüret, sehe weiters gegangen bis über die Brügg hierwerts der Nideren, habe sich da, an einen Zaun gestellet, und an einem Zaunstecken gehalten, allwo das Kind stehend von ihm gefallen. Weilen dasselbe sich nicht verrühret noch geschrauen, habe es solches über den Zaun geworfen... Habe im Sinn gehabt, diesen Morgen zu seinem unehelichen Kind zu gehen, welches bier Jahre alt sehe, um das Kostgeld zu bringen." Befragt nach ihrem Verhalten dem Kind gegenüber sagt sie: „Es wisse wohl, daß es... seine Pflicht außer Acht gelassen. Es habe aber von niemand weder Hülf noch Trost gehabt und sehe von jedermann verlassen." Das Urteil über diese unglückliche Frau und Mutter noch eines vierjährigen Kindes lautete: „Es solle diese Missethäterin... nach Empfehlung ihrer armen Seele in die Erbärmde ihres Erlösers, zu wohlverdienter Bestrafung ihres Schwehren Verbrechens und anderen zum Abscheu und Schreken dem Scharfrichter übergeben, von demselben gebunden obenaus auf die gewohnte Richtstatt geführt und alda mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode hingerichtet, der entseelte Körper dann an das verschmähte Ort verscharret und ihr Blut unserem Fisco zubekent seyn."

Auf diesem Zeithintergrund und aus dieser Situation heraus schrieb Pestalozzi 1783 sein Werk

„Ueber Gesetzgebung und Kindermord".

Man fühlt, wie sehr Pestalozzis tiefe und starke Menschlichkeit verletzt war durch die Tatsache des Kindermords in jenen Worten, mit denen er sein Werk beginnt: „Kindermord, träum ich oder wach ich, ist sie möglich die Tat? Geschieht sie, geschieht das Namenlose, nein, nicht das Namenlose, das Genannte, das in Wort gebrachte Verbrechen? — Verhüll dein Antlitz Europa, beug dich nieder Europa, von deinen Richterstühlen erschallet die Antwort: Zu tausenden werden meine Kinder von der Hand der Gebären-

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat und die Regierung der Tschechoslovakei sind überein gekommen, die gegenseitigen diplomatischen Beziehungen wieder aufzunehmen und werden demnächst ihre Gesandten ernennen.

Der Bundesrat hat mit Vollmachtenbeschluß und sofortiger Wirkung ab 3. März den Handel sowie die Ein- und Ausfuhr von ausländischen Banknoten verboten, resp. unter Kontrolle gestellt.

Zum Botschafter Frankreichs in Bern wurde Henri Hoppenet ernannt.

Schwere Bombardierungen alliierter Bomber haben in Basel und Zürich furchtbare Zerstörungen angerichtet. Mehrere Todesfälle sind zu beklagen, der Sachschaden ist enorm. — Die Bundesbehörde hat energischen Protest erhoben; die in Bern weilenden alliierten Führer der Wirtschaftsdelegationen haben ihr Bedauern in der Presse ausgesprochen.

Den Titel der Schweizer Skimeisterin errang an den Rennen in Engelberg Antoinette Meyer (Hoipenthal).

Kriegswirtschaft

Auf der März-Lebensmittelkarte werden folgende blinde Coupons in Kraft gesetzt: D für je 50 Gramm Hirse. E 1 und E 2 für je ein Ei, F für je 50 Gramm Fleisch, R für je 25 Gramm Fleisch, K für je 25 Punkte Vollfettkäse.

Mit der Mai-Lebensmittelkarte wird eine Zuteilung von total 3 Kilo Einmachzucker (gegen 4,5 Kilo in 1944) ausgegeben.

Zur Erleichterung des Bezuges von Gemeinschaftsverpflegung werden in Gemeinden mit Gasversorgung kleinere Abschnitte der Lebensmittelkarten (März) in 12 Mahlzeitencoupons umgetauscht.

Ausland

In Kairo hat sich ein Bund der arabischen Länder konstituiert, dem Aegypten, Saudi-Arabien, Transjordanien, Syrien, Libanon, Irak angehören; ein Vertreter aus Palästina unterzeichnete den Vertrag ebenfalls.

Die direkten diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien wurden wieder aufgenommen.

Zur Konferenz von San Franzisko auf 25. April sind alle Mitgliedstaaten der Vereinigten Nationen (außer Polen, dessen Regierung noch nicht allerseits anerkannt ist) eingeladen worden. Die Einladung erging von Großbritannien, Vereinigten Staaten, Sowjetunion, China. Frankreich hat vorgezogen, Eingeladener und nicht Einladender zu sein. Es werden, unter Benutzung der in Dumbarton Oaks aufgestellten Richtlinien, die Satzungen der internationalen Organisation zur Aufrechterhaltung des internationalen Friedens und der internationalen Sicherheit vorbereitet werden.

Um an die Konferenz von San Franzisko geladen zu werden, haben im weiteren der Achse den Krieg erklärt: Saudi-Arabien (doch erklärte Ibn Saud die heiligen Stätten Mekka und Medina als offene Städte; Finnland, (mit Rückwirkung auf 15. September 1944, da damals die Verfolgung der Deutschen auf finnischem Boden begann).

Der 78jährige Marschall Mannerheim kann sein Amt als Präsident von Finnland krankheitshalber nicht mehr ausführen. Man glaubt, daß russischer Druck bestimmend dafür sei.

Kriegsschauplätze

Sowohl im Osten wie im Westen sind schwerwiegende Entscheide zugunsten der Alliierten gefallen. Im Westen wurden Venlo, Calcar, Roermond, Krefeld und Trier nebst zahlreichen kleineren Orten erobert.

Im Osten erfolgte ein großer Durchbruch durch Pommern an die Ostsee, der die deutschen Truppen in drei Teile aufspaltete. Stargard, Rummelsburg, Köslin, Pyritz, Kammin, sind u. a. gefallen, Kolberg eingeschlossen.

Ferner Osten: Das burmesische Zentrum Meiktila wurde nach hartem japanischem Widerstand von den Alliierten besetzt. Tokio und Formosa und Singapore wurden bombardiert.

Luftkrieg: Die Alliierten bombardierten u. a. in Berlin, Nürnberg, München, Augsburg, Dresden, Chemnitz, Gelsenkirchen, Danzig, Magdeburg, Erfurt, Linz, Wien. — Deutsche Flieger bombardierten London, wo auch Flügelbomben fielen.

riri
gute Reissverschlüsse

in ihrer Praxis oft vorgekommen, daß eine Mutter die ersten Krankheitsanzeichen allzu leicht nahm, aus denen sich Scharlach oder eine andere Kinderkrankheit entwickelte, deren ansteckende Keime dann von den Geschwistern an ihre jetzt ohnehin sehr ausnahmebereiten Spiel- oder Schulgefährten weitergegeben wurden.

Sind die Mittagsbesuche absolviert, so rollt das Programm zum zweitenmal ab: Ueberfülltes Sprechzimmer, möglichst rasche Untersuchung jedes Patienten, die größte Konzentration bei höchster Verantwortlichkeit erfordert. Dazwischen kommen Patientinnen, die nichts wünschen als eine Erneuerung des alten Rezeptes. Der Abend ist dann wieder mit Hausbesuchen gefüllt.

Das ist ein normaler Arbeitstag der Aerztin.

Ganz anders jedoch verläuft er, wenn sich ein Bombenangriff über der Stadt entladen hat und sie zur ersten Hilfe, sei es in ihrem, sei es in einem andern Bezirk befohlen wird.

Dies ist eine Tätigkeit, die sie sehr viel lieber ihren männlichen Kollegen überlassen würde, denn zur Chirurgin fühlt sie sich nicht berufen, und die grausigen Bilder, die sie an der Unglücksstätte sehen muß, setzen ihre eigenen Nerven einer Belastungsprobe aus, der diese kaum gewachsen sind.

Mit ganz unzureichenden, hygienisch nicht immer einwandfreien Verbandmitteln muß sie die ersten Verbände anlegen, muß die qualvollen Schreie der Betroffenen anhören (denn die schmerzlindernden Betäubungsmittel sind sehr bald verbraucht), muß dafür Sorge tragen, daß die Verwundeten schnell abtransportiert werden, daß für die Getöteten die vorgeschriebenen Maßnahmen getroffen werden.

Nach Stunden derartigen Erlebens kehrt sie völlig erschöpft und entmutigt nach Hause zurück.

Und der Dank für ihre aufopfernde Tätigkeit?

Auch hier hat sie angenehme und bittere Erlebnisse.

Oftmals bringt ihr die eine oder die andere ihrer Patientinnen eine Kleinigkeit mit in die Sprechstunde, meist Dinge, die vom Mund abgespart werden mußten, ein Ei oder ein Pfund Mehl, manchmal aber auch etwas ganz anderes: Ein paar Blumen, seit langem schon ein Schwan zu beschaffenden Geschenk.

Die unangenehmen Erlebnisse sind Vorladungen bei der Staatspolizei, herbeigeführt durch Anzeigen irgendwelcher Patienten, die unbefriedigt waren, weil die Aerztin ihrer berechtigten Forderung auf ein Gutachten für Sonderzuteilung zum Beispiel von Fett oder Milch nicht nachgeben konnte, und die nun ihre Rachsucht auf diese Weise zu befriedigen versuchten.

Einmal wurde Frau Dr. U. beschuldigt, ihr Auto zu einem Privatbesuch „mißbraucht" zu haben, da das Auto eine längere Zeit als zu einem ärztlichen Besuch notwendig, vor dem Hause beobachtet worden war.

Ein andermal war sie angeklagt, beim „Heil-Hitler"-Gruß die Hand nicht erhoben zu haben.

Diese Staatsverbrechen brachten ihr dann aber nur eine Vermarnung ein.

Immerhin — nach solchen Erlebnissen wurde es ihr in der nächsten Sprechstunde doch schwer, die gleiche Teilnahme und Hilfsbereitschaft aufzubringen, wie sie sonst tagaus, tagein ihr selbstverständlich ist.

U. Die Arbeiterfrau

Die Sirenen haben soeben den Entwarnton langgezogen geheult. Der Strom der Kellerinsassen steigt die Treppen des hochstöckigen Mietshauses hinauf und verzweigt sich in die einzelnen Wohnungen. Heute nacht blieb dieses Stadtviertel verschont — gottlob. Das bedeutet wieder ein paar Stunden der Sicherheit, wenn auch nicht der Ruhe. Es ist sieben Uhr morgens. In das wärmende Bett zu schlüpfen lohnt nicht mehr.

Frau M. hat vier Stunden Zeit, bis ihre Arbeitsschicht im Rüstungsbetrieb beginnt. Sie muß an die Maschine, obgleich ihr der Arzt bescheinigt hat, daß ihr Herz schwach ist und nicht überanstrengt werden darf. Und ihre 14jährige Tochter, die als „Pflichtjahrmädel" bei einer kinderreichen Familie im Dienst steht, möchte doch am Abend, wenn sie heimkommt, ein warmes Essen vorfinden. Gar nicht zu denken an ihren schwer arbeitenden Mann, der als Facharbeiter 12 Stunden Fabrikarbeit leistet.

Sie stellt ihren Luftschutzkoffer ab. Müde langt sie ihre Einkaufstasche vom Haken, müde steigt sie die Treppe hinunter. Vor Monaten noch hätte sie sich Sorgen gemacht um das Schicksal ihres Mannes und der Tochter, die noch vor dem dritten Alarm das Haus verließen. Sie hätte versucht, bei der Fabrik, in der der Mann arbeitet, anzuläuten, ob er noch vor dem Angriff angekommen sei, ob etwas dort vorgefallen sei, hätte die Hausfrau, bei der die Tochter schafft, zu erreichen gesucht, um anzufragen, ob die Bomben das Haus verschonten, hätte vielleicht bei diesem oder jenem Verwandten sich erkundigt, ob sie noch am Leben seien, aber man kann das nicht mehr tun. Das Telephonieren nach Luftangriffen ist verboten, ein Teil des Netzes ist stets gestört. Außerdem unterläßt man es freiwillig. Man stumpft ab. Man wartet ab. Man denkt nur an das Nächstliegende: Ein neuer Abschnitt für Gemüse ist aufgerufen, und die Schlangen auf dem Markt werden immer länger durch die sich mit jedem Angriff vergrößernden Transportschwierigkeiten.

Obgleich der Markt um 8 Uhr eröffnet wird, ist Frau M. kurz nach 7 Uhr zur Stelle, aber sie ist bei weitem nicht die erste. Sie stellt sich hinten an. Schade um die schöne Zeit, die man hier abstehen muß. Zu Hause liegt ein großer Haufen schmutziger Wäsche. Wann wird der je kleiner werden! Ein Berg zu stopfender Strümpfe. „Seien Sie froh, daß Sie überhaupt noch Strümpfe haben!" wäre die Antwort, wenn man der Nachbarin klagen würde, daß man nicht zum Stopfen kommt.

Um 8.30 Uhr erst rollen die Gemüsewagen an. Langsam, ganz langsam schiebt sich die Schlange vorwärts. Der Polizist, der die Reihen der Stände abschreitet, hat nichts zu tun. Die Preisschilder an der Ware sind ordnungsmäßig aufgestellt. Sie verhindern, daß man mehr als die amtlich festgesetzte Taxe fordern oder bieten darf. Streitigkeiten unter den Käuferinnen sind selten geworden. Kaum eine der Frauen versucht noch, sich nach vorn vorzuschieben und irgendwelche Gründe für die Dringlichkeit anzugeben. Sie sind alle im totalen Einsatz. Einzig schwangeren Frauen wird zugestanden, daß sie vorzugsweise abgefertigt werden. Und auch das oft mit Murren. „In diesen Zeiten schaffte man sich besser keine Kinder an", ist der Gedanke, der —

Frauen und Berufstätigkeit

Beruf und weibliches Schicksal

(I. M.) So üblich die Auffassung „jedes Mädchen soll einen Beruf haben" bereits ist, so selten nimmt man vornehmlich die Berufswahl der Töchter wichtig. Und doch ist gerade sie viel problematischer als diejenige der Söhne.

Wenn einmal der Sohn die Richtung gefunden hat, welche seinen Gaben und Verhältnissen am besten entspricht, so geht alles am Schnürchen. Er kann gewissermaßen mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit die beruflichen Ziele verfolgen und hat nichts anderes mehr zu fürchten als die eigene Untüchtigkeit.

Anders die Tochter. Da geht nichts am Schnürchen.

Hat sie eine solide, kostspielige Ausbildung genossen, so heiratet sie im Augenblick, wo diese abgeschlossen ist. Hat sie sich hingegen im Hinblick auf eine baldige Heirat einem Beruf zugewandt, der ohne qualifizierte Ausbildung für einige Zeit ein gewisses Auskommen gewährt, so bleibt sie ledig und muß in reiferen Jahren erleben, daß ihr — wie häufig im Serviertochter-, Verkäuferinnen- oder Sekretärinnenberuf — junge Mädchen vorgezogen werden und sie selber einen anderen Beruf ergreifen muß, um sich über Wasser zu halten. In einer ähnlichen Lage befindet sich die verwitwete, geschiedene oder sonst plötzlich auf sich selber angewiesene Frau, sofern sie nur einen sogenannten Jugendberuf erlernt hat. Aber sogar die Frauen mit solider Berufsausbildung und einiger Praxis stehen oft nicht besser da, wenn sie nach 15, 20, 25 Jahren wieder den Beruf aufnehmen sollten, welchen sie während der Ehe nie ausgeübt hatten.

In ungezählten Fällen hat die Erlernung eines Berufes nicht so weitgehend, wie man es anstrebte, ihren Zweck erreicht, nämlich, der Frau eine persönlich befriedigende Arbeit zu ermöglichen, welche, wann immer man auf sie angewiesen ist, einigermaßen denjenigen Lebensstandard gewährleistet, den man beansprucht.

Daher ist es nicht einmal unbegreiflich, wenn sorglose Eltern und Töchter anstatt mit einer sorgfältigen Prüfung des Berufsproblems das Glück zu zwingen suchen, dieses dem Zufall anheimstellen. Das heißt, sie bauen darauf, daß nie der Fall eintritt, wo die Tochter und vielleicht auch ihre Familie weitgehend von ihrer beruflichen Leistungsfähigkeit abhängig sein wird.

Und der Ruf, „die Frau gehört ins Haus", fällt bei der Unsicherheit der Lebensverhältnisse, welche durch eine Berufswahl der Töchter trotz großem Aufwand und viel Mühe ziemlich unzureichend gebannt wird, auf fruchtbaren Boden. Würde man dem Ruf Folge leisten, so könnte man sich dem schweren Problem der weiblichen Berufstätigkeit bequem entziehen. Damit wäre man wohl das eine Problem los. Aber gleichzeitig wäre Raum für neue, noch bedenklichere Fragen geschaffen.

Einmal könnte die Volksgemeinschaft sich das gar nicht leisten. Einerseits ist der Stand unserer wirtschaftlichen Verhältnisse so, daß die weiblichen Kräfte im allgemeinen durch hausfrauliche Tätigkeit nur zum Teil gebunden werden. Anderseits erfordert die Wirtschaft mehr denn je eine Mobilisierung aller Kräfte. Es ist daher für das Wohlergehen der Allgemeinheit unerläßlich, daß auch die Frauen in bedeutendem Ausmaß produktive Arbeit leisten.

Aber noch unerläßlicher ist, auf weite Sicht betrachtet, die weitgehende weibliche Berufstätigkeit für das Wohlergehen der Frauen selber. Denn ihre Gaben — und sie sind zu jeder Kulturleistung fähig — drängen auf Entfaltung. Würde man die Frauen dabei verhindern, so waren und wären sie ob dieser Verkümmerung mehr zu bedauern als jene Chinesinnen mit den zwecks Vornehmheit verkrüppelten Füßchen. Und vergessen wir nicht die Wirkungen auf die Liebesmoral — von der Heirat aus Versorgungsrücksichten bis zur Prostitution —, welche dieses „Inshaussperren" schon oft mit sich gebracht hat. Eine Rückbildung anstatt Vorwärtsentwicklung lung der weiblichen Berufstätigkeit mit sich bringt der weiblichen Berufstätigkeit würde sich bedenklich auf diese auswirken.

Nein, da verzichten wir gerne auf das Zerschneiden des verwickelten Knotens der weiblichen Berufsfrage und wollen ihn lieber weiter zu lösen versuchen.

Führt also das sorglose Ausschalten der weiblichen Berufsfrage in eine Sackgasse, so wollen wir einmal sehen, wie es einem ergeht, wenn man sie ernsthaft erwägt.

Andere Eltern, Eltern mit dem festen Willen, das Beste für ihre Töchter zu tun, wollen ihnen eine so qualifizierte Ausbildung wie den Söhnen zukommen lassen. Sie darf ebenso kostspielig sein und soll ebenso den persönlichen Gaben entsprechen. Sie soll wie diejenige des Sohnes die bestmögliche Gewähr für den beanspruchten Lebensstandard und die beanspruchte gesellschaftliche Stellung bieten. Aber dieser gute Wille kann aus vielen — nur zu begreiflichen — Gründen erschüttert werden.

Da taucht Frage um Frage auf:

Lohnt sich ein mit großen Opfern erkaufter Aufwand für die berufliche Ausbildung der Tochter wirklich, wenn ihr, sobald sie verheiratet ist, die Berufsausübung oft praktisch verboten wird? (Denken wir nur an die Lehrerin, die Frau in Aemtern und Verwaltung, und ganz allgemein an das von der öffentlichen Meinung kritisierte „Doppelverdienertum".)

Lohnt sich der Aufwand, wenn ihr, ob sie nun ledig oder verheiratet sei, meist Aufstiegsmöglichkeiten verbaut sind, nicht zuletzt deshalb, weil der Arbeitgeber schon aus rein rationalen Gründen bei Beförderungen die Heiratswahrscheinlichkeit seiner Angestellten, d. h. die Berufsaufgabe, zu deren Ungunsten in Betracht ziehen muß?

Lohnt sich eine kostspielige, qualifizierte Ausbildung, wenn die Frau ihrer kleinen Kinder wegen den Beruf niederlegt und infolgedessen so aus der Uebung kommt, daß die ganze wertvolle Ausbildung nicht einmal die erstrebte Sicherung für den Notfall bieten kann, falls dieser wirklich eintritt. Wie steht zum Beispiel eine Aerztin da, welche nach 15—20 Jahren Berufslosigkeit plötzlich sich und ihre Kinder erhalten möchte und zwar gemäß dem bisherigen Lebensstandard?

Wie antworten auf diese Fragen Eltern und Töchter, die an eine qualifizierte Ausbildung denken, welche für alle Familienangehörigen aber ein Opfer bedeutet und vielleicht auch den Aufwand für die berufliche Ausbildung der Söhne reduzieren würde? Die Antwort fällt so oder so recht schwer.

Und doch wäre dem ganzen Problem der Boden entzogen, wenn den verheirateten Frauen bei der Berufsausübung keine Hindernisse in den Weg gestellt würden. Man kann nicht genug befürworten, sie zu beseitigen. Aber die größten Hindernisse zur Berufsausübung der verheirateten Frauen lassen sich nicht durch Berufspolitik entfernen. Denn sie ergeben sich aus der Mutterschaft und der Inanspruchnahme durch den Haushalt.

Beides drängt auf einen Unterbruch der Berufstätigkeit. Das Ausmaß und damit die Tragweite dieses Unterbruchs scheint der Kernpunkt der weiblichen Berufsfrage zu sein.

Da der Berufsunterbruch umso weniger dem Gedanken und der praktischen Verwirklichung der weiblichen Berufstätigkeit schadet, je kürzer er ist, so fragt es sich, wie er sich auf ein Minimum reduzieren ließe. Uns Schweizerinnen interessieren in erster Linie diejenigen Lösungen, welche nicht auf Kosten des Familienlebens hinaus laufen.

Das Befürworten einer Verkürzung des Berufsunterbruchs bringt, wie die Befürwortung der weiblichen Berufstätigkeit überhaupt, die Forderung mit sich, die Haushaltsarbeit so weitgehend wie möglich zu erleichtern. Noch immer wird zu wenig mit praktischen Aktionen dafür eingetreten. Noch immer fehlen unseren Küchen die Abwaschmaschinen, die Kochherde, welche selber aufhören, den Kuchen zu backen, wenn er fertig ist, um zwei kleine Beispiele zu nennen.

Aber außer zahlreichen Erleichterungen im einzelnen, gäbe es ein Mittel, um einer Unzahl von Haushaltsarbeit den Boden zu entziehen und zugleich die zum Kinderhüten nötige Präsenzzeit der Frauen daheim zu verkürzen. Dieses Mittel wäre nichts anderes als die vielbesprochene „englische Arbeitszeit". Würde sie eingehalten, so ließe sich die Berufstätigkeit der verheirateten Frauen, sofern sie keine Kinder oder bereits schulpflichtige hätten, unvergleichlich mühelose verwirklichen.

Dabei wäre unter „englischer Arbeitszeit"* natürlich nicht eine Andeutung davon zu verstehen, wie sie nicht gerade erfolgreich in den letzten Jahren hin und wieder bei uns versucht worden ist. Nur eine durchgreifende Umstellung (inklusive Schulen, Kindergärten, Verpflegungsstätten) auf ausgiebiges Frühstück, kleines Mittagessen beim Arbeitsplatz und ausgiebiges Abendessen, der eine kürzere aber durchgängige Arbeitszeit von ca. 8—9 Uhr bis ca. 15—16 Uhr entsprechen würde, wäre von entscheidender Wirkung. Tagsüber oblägen die Familienmitglieder ihrer Arbeit — die Kinder würden in der Schule, wo sie auch ein kleines Mittagessen einnähmen, die Aufgaben bereits erledigen —, um später noch am hellen, sonnigen Nachmittag zur großen gemeinschaftlichen Mahlzeit zusammenzukommen und für das Familienleben den schönen langen Feierabend vor sich zu haben. Auch die Väter müßten ihre Erziehertätigkeit nicht ausschließlich auf den Sonntag beschränken.

Dieser Zusammenhang zwischen Berufstätigkeit der verheirateten Frauen und englischer Arbeitszeit ist keine Utopie. Er scheint vielmehr das Geheimnis der unglaublich stark verbreiteten Berufstätigkeit der verheirateten Frauen in Schweden zu sein.

Nichts kann auf einen Schlag geschaffen werden. Auch um den verheirateten Frauen die Berufstätigkeit zu ermöglichen, genügt die englische Arbeitszeit allein selbstverständlich nicht. Aber sie wäre ein sehr bedeutsamer Beitrag, um dieses Ziel zu erreichen. Ein Ziel, das auf weite Sicht gesehen, der Schlüssel zur allgemein erfolgreichen weiblichen Berufstätigkeit in persönlicher und wirtschaftlicher Hinsicht wäre, und vor allem auch der Schlüssel zur Garantie gegen ein kümmerliches Witwendasein, gegen die Verelendung der Familie bei Erwerbsuntüchtigkeit des Vaters.

Wäre dieses Ziel erreicht, so „sollte nicht nur jedes Mädchen einen Beruf haben", sondern die Frauen hätten dann auch einen, welcher wirklich die angestrebte Sicherung der Existenz gewährleisten würde.

* Mit Rücksicht auf die Gasrationierung erwägen die Behörden bereits das Pro und Kontra für die Einführung der durchgängigen Arbeitszeit.

Drei Geschäftsfrauen

Die Photographin

„Photo Bettina" steht groß an die Fassade des alten Gebäudes am Münsterplatz angeschrieben, und die massiven Wände im Treppenhaus tragen raffinierte Aufnahmen, die mühelos den Weg zum Atelier weisen.

Verstohlen wandert des Besuchers Blick dann in dem entzückenden Wohnzimmerchen umher, wo von weißgekalkten Mauern alte dunkle Bilder blicken und vorn beim Fenster ein Schlitten aus Großmutters Zeiten als origineller Blumenständer agiert.

„Mein Beruf ist mir sozusagen schon in die Wiege gelegt worden, denn auch meine Mutter war Photographin. So trat ich gleich nach der Schule in eine Lehre ein und begann mit dem Handwerklichen, das von den Frauen sonst gerne etwas vernachlässigt wird, weil sie meinen, mit ein bißchen Augenretouche, Glanzlichtern im Haar und nachgezogenen Brauen müsse ein Porträt schön werden."

„— nein, ich kann nicht behaupten, daß ich diesen Beruf aus innerem Antrieb ergriffen hätte, wie man das wohl von mir erwartet. Ich wünschte einfach brennend, selbständig zu werden und unabhängig. Wer sich aber auf eigene Füße stellen will, gleichwohl mit was und wozu, braucht Kapital, Kredit, oder einen Namen, um sich welchen zu verschaffen. Einer Frau begegnet man zudem stets mit einem gewissen Mißtrauen, was ihre geschäftliche Tüchtigkeit anbelangt... Nun, ich besaß vorläufig weder das eine noch das andere, und so blieb mir nichts anderes übrig, als wild zu arbeiten und immer wieder zu lernen und zu vergleichen. Denn nun war mir meine Arbeit längst nicht mehr Mittel zum Zweck, sondern inneres Bedürfnis geworden."

„... dann habe ich geheiratet und zusammen mit meinem Mann ein Atelier geführt, so einen Großbetrieb mit vielen Angestellten, der mir eigentlich nie ganz behagte: Man rutscht in die Routine hinein und kann sich nicht mehr auf jeden Menschen konzentrieren, zudem wird die Arbeitsteilung, die notwendigerweise entstehen muß, gerade in unserem Beruf sehr gefährlich: Das Porträt ist irgendwie nicht aus einem Guß, wenn der eine aufnimmt, der andere das Entwickeln besorgt und ein dritter die Retouche. — Jetzt habe ich mich von meinem Mann getrennt und halte dies kleine Atelier ganz allein. Es gibt natürlich sehr viel zu tun, weil ich alle Dunkelkammerarbeit selber erledige, aber es befriedigt mich auch mehr. Ich habe mir in den zehn Jahren Praxis einen gewissen Namen erworben und einen kleinen Kundenkreis, so daß ich mich ganz ordentlich durchschlage."

„Was ich für die Zukunft erhoffe? Nun, haben Sie schon einmal an die Möglichkeiten der Farbenphotographie gedacht, wenn man das Diapositiv auch kopieren und vergrößern kann? Die Erfindung ist gemacht, wird aber erst nach dem Kriege veröffentlicht und ausgewertet werden. Da ists dann Schluß mit den kitschigen handkolorierten Porträtsstudien, man macht eine raffinierte Farbenaufnahme und wird wunderbare Dinge zustandebringen. — Aber das braucht natürlich auch wieder viel Geld. Wollen Sie noch rasch das Atelier ansehen?"

Das Atelier: Wahre Ungetüme von Lampen mit Blenden aller Art, Leitungsschnüre, die sich wie Würmer auf dem Boden krümmen, ein Stoß retouchierter Photographien auf einem Tisch. Aber daneben eine Zimmerlinde, durch deren zarte Blätter die Wintersonne scheint, und eine fröhliche, rotgestrichene Reisekiste in der Ecke. Ein Arbeitszimmer, gewiß, aber das Arbeitszimmer einer Frau. Und Frau Bettina hat recht: Erst wenn das Arbeitszimmer einer Frau nicht mehr von dem eines Mannes zu unterscheiden ist, wird die Emanzipation absurd und gefährlich vielleicht und ganz sicher langweilig.

Die Inhaberin der Kowä-Geschäfte

Wer den gepflegten Laden am Münsterplatz betritt und im Befühlen und Betrachten von

---

er darf nicht laut werden, da die Regierung ja den Kinderreichtum propagiert — auf manchen Gesichtern zu lesen steht. Not, wirkliche Not, macht den einfachen Menschen, dessen Gemüt nur am eigenen Erleben gebildet ist, oft hart andern gegenüber.

Sehen wir uns die Gesichter der Wartenden an. Was allen eigen ist, das sind die Spuren der emigen Müdigkeit, die ihren Stempel den Alten wie den Jungen aufdrückt; die macht, daß der Mund, der dazu bestimmt schien, fröhliche Worte auszusprechen, seine Winkel nach unten biegt, daß die braunen Augen der jungen Frau nicht mehr lachen können, daß eine rosige, frische Gesichtsfarbe nur bei ganz jungen Menschen noch zu finden ist.

Hier und dort werden in der Schlange Gespräche laut. Es verschafft vielen Menschen ein wenig Erleichterung, wenn sie von dem, was sie erlebten, reden dürfen. Oftmals kümmert sie es nicht, daß niemand so recht zuhört. Denn das Anhören fremder Not ist eine Gabe, die nur Menschen mit warmen Herzen eigen ist. Nur wenn von einer neuen Bombenart, einer noch unbekannten Angriffsweise, einem Großangriff die Rede ist, hört alles zu.

Sehen wir aber dort das alte Mütterchen. Es spricht nichts, hört auch nicht zu. Vielleicht denkt es an den Enkel, der an der Front steht und dessen letzter Brief vor sechs Wochen angekommen ist. Sicherlich betet es jeden Abend für ihn. Sicherlich gehört es zu den selten gewordenen Menschen, die im Luftschutzkeller, während die Flak schießt und die Detonationen das Haus erzittern lassen, mit ihrem Herrgott Zwiesprache halten, um bereit zu sein, wenn die Reihe an sie kommt.

Die große, starknochige Frau daneben ist die Mutter von vier Buben, die alle an der Front sind. Da ihre Mütterlichkeit sich bei ihren eigenen Kindern nicht ausleben darf, hilft sie andern, wo sie kann. Dafür ist sie bekannt. Sie räumt mit der Nachbarin gemeinsam nach dem Angriff den Schutt fort, der sich durch eingestürzte Mauern, herausgerissene Türen und zerbrochene Fensterscheiben aufhäuft. Sie hat ihr letztes großes Stück Pappe und die Nägel gebracht, um die Scheiben zu ersetzen. Und das bedeutet viel, denn sie weiß nicht, ob der nächste Angriff nicht die Scheiben ihrer Wohnung zertrümmern wird und der Wind dann aus allen vier Himmelsrichtungen hereinpfeift.

Und dort die beiden jungen Mädchen. Um diese Tageszeit ein ungewohnter Anblick. Sie werden sich im Büro oder in der Fabrik für einen Tag krank gemeldet haben, die einzige Möglichkeit, ihrer Mutter ein paar Handreichungen zu machen. Wovon reden sie? Natürlich vom Kino, der einzigen Vergnügungsstätte, die den Leuten geblieben ist. Da können sie sich hineinträumen in eine Welt, die es nicht mehr gibt, können Luxus, Eleganz, Toiletten sehen; vor dem Einschlafen versuchen sie dann wenigstens, die Haarfrisuren ihrer Lieblingsdarstellerinnen nachzuformen.

Jetzt ist Frau M. schon am Verkaufsstand angekommen. Gleich wird sie an der Reihe sein. Natürlich der schöne Blumenkohl, auf den man gehofft hatte, ist verkauft, es ist nur noch Weißkraut da. Den letzten Blumenkohlkopf hat die Arztfrau erwischt, nun, ihr gönnt sie ihn. „Die hat auch kein leichtes Leben heutzutage", geht es ihr durch den Sinn. Es ist eigenartig. Das gleiche Schicksal des Kriegsalltags löscht die Klassenunterschiede aus; es gibt keinen Neid mehr auf die Bessersituierten, denn heutzutage haben sie den Aermeren nichts voraus. Das Geld spielt keine Rolle mehr. Alle tragen das gleiche harte Los mit mehr oder weniger Geduld, aber auch mit innerer Bitterkeit, die nur bei den allerbesten Freunden Worte finden darf.

Frau M. ersteht ihren Kohl und eilt heim. Schnell reinigt sie ihn, tut ihn mit viel Kartoffeln, die glücklicherweise noch da sind, in einen großen Topf und stellt diesen aufs Feuer. Für zwei Tage muß das reichen. Während der Eintopf ankocht, räumt sie die Zimmer auf, putzt das Notwendigste in der kleinen Wohnung. Dann stellt sie den Kochtopf in die Wärmekiste und macht sich fertig, um in die Fabrik zu fahren.

Wenn man sie fragen würde, was sie sich am dringendsten wünschte, so würde sie antworten: „Mich einmal wieder richtig ausschlafen!"

III. Die Schauspielerin

Das Reich des Seins und das Reich des Scheines: zwei größere Gegensätze waren noch vor ein paar Monaten nicht zu denken. — Hier in einem großen Schauspielhaus glanzvolle Aufführungen, überstrahlt vom farbigen Lichterbogen, dargestellt von den Stars, die jeder kennt und von deren klangvollen Namen man angezogen wurde und, falls nicht gerade „Kraft durch Freude", das Haus besetzt hatte, besucht von einem erlesenen Publikum. Erlesen im Parkett und ersten Rang durch Eleganz und Reichtum, in den oberen Rängen durch erhöhte Geistigkeit und jugendlichen Idealismus, der es fertigbrachte, daß man eine ganze lange Nacht vor der Kasse bis zur Eröffnung anstand, um einer einzigen Aufführung beiwohnen zu können. War die Aufführung vorüber, so trat man in die dunkle Nacht, hastete den vom Mondschein gespenstisch beleuchteten Ruinen entlang den S- oder U-Bahnhof zu und erlebte mit der gehobenen Stimmung, die die Aufführung hinterlassen hatte, die Wahl des Seins in ihrer harten Grausamkeit.

Die beiden Gegensätze verringerten sich schon, als viele Theater ein Opfer der Luftangriffe wurden. Dann waren jeweils einige Tage lang die Tore der Kunststätten geschlossen, bis die gröbsten Aufräumungsarbeiten erledigt waren; auf einer provisorischen Bühne, zum Beispiel im Theaterrestaurant, spielte das Ensemble unter größten Schwierigkeiten weiter.

Aber die Gegensätze waren noch immer zu groß. Zu starke Spannungen zerrissen die Brücke, die die beiden Reiche verband, und der Erlaß zur totalen Mobilmachung, der von oben herab verfügt wurde, ließ das Reich des Scheins endgültig versinken.

Für den Schauspieler eine besonders bittere Tatsache, denn für ihn bedeuten ja die Bretter die Welt. Was nützen dem Staat die wenigen Menschen, die das Heer der Fabrikarbeiter nur um ein Kleines vermehren? Mit pathetischen Worten sagte man ihnen, daß auch sie ihr Opfer bringen müßten, daß sie teilhaben sollten am großen Arbeitsgang der Volksgemeinschaft.

Schauspieler jedoch haben einen besonderen Sinn für falsches Pathos!

(Fortsetzung folgt.)

spitzenbesetzter Seidenwäsche, schaumigen Nachthemdchen und eleganten Hauskleidern schwelgt oder sich mit kritischer Miene einen Hüftgürtel aussucht, der hat wohl meistens keine Ahnung, wieviel Arbeit und nimmermüde Energie dieses Geschäft von der Frau verlangt, die es leitet und begründet hat:

„Sie haben schon recht," meint Frau Koller, „es gibt heute sehr viele berufstätige Frauen. Aber die meisten sind in abhängiger Stellung oder dann arbeiten sie im Geschäft ihres Mannes. Ganz selbständige Geschäftsfrauen gibt es eigentlich selten, und es geht ihnen im Leben wie den vereinzelten Mädchen, die ein Knabengymnasium besuchen: Jedermann verlangt von ihnen ein bißchen mehr als vom Durchschnitt, und sie müssen auch mehr als der Durchschnitt leisten, um sich behaupten zu können."

„Auf meinen heutigen Beruf wurde ich schon früh vorbereitet, zum mindesten, was das Allgemeine und Kaufmännische betrifft. Meine Mutter begründete das Reformhaus Egli, und ich mußte eigentlich von klein auf mithelfen. Später übernahm dann mein Bruder die Nahrungsmittelabteilung, und ich sollte mich der Bekleidung widmen. Aber die Zeit der Reformschuhe und Reformkleider und Reformleibchen war damals schon fast vorbei — ich bedauerte es nicht! Denn diese Kleidungsstücke zeichneten sich neben all ihrer gesundheitlichen Vorzüge durch eine große Häßlichkeit aus, und ich freute mich, ein Korsett- und Wäschegeschäft zu führen, das nur elegante und schöne Dinge verkaufte."

„Natürlich gab es am Anfang Schwierigkeiten. Es war eine ganz andere Kundschaft, für die ich nun arbeitete, und deren Vertrauen ich mir erst gewinnen mußte. Weil ich die Räumlichkeiten in der „Meise" nicht aufgeben wollte, brachte man mich immer noch mit dem Reformhaus in Verbindung und dachte an graue Reformleibchen, als ich schon längst die entzückendsten Dinge aus Paris in den Schaufenstern liegen hatte. Um mich von diesem hemmenden Urteil zu befreien, eröffnete ich noch einen Laden an der Bahnhofstraße, klein und elegant, und sann in schlaflosen Stunden an werbekräftigen Reklamen herum. Ich nannte mein Geschäft „Kowä" (Korsett—Wäsche), um jedes Andenken an Reform zu tilgen, und als ich in Nürnberg war, ließ ich mir ein paar „Kowä-Hunde" machen, Karikaturen von Scotchs, die nun das Wahrzeichen meiner Schaufenster und Reklamen sind."

„Ja, heute bin ich so weit, sagen zu können, ich hätte es „geschafft": Das Geschäft läuft, ich habe gute Arbeiterinnen und ein eigenes Wäschenatelier, aber zur Ruhe kommt man trotzdem nie. Jetzt muß ich alles daran wenden, das einmal erreichte Niveau nicht zu verlieren, was gar nicht so einfach ist, wenn die Anregungen des Auslandes fehlen, und wir sollten alles aus uns schöpfen. Kurz vor Kriegsausbruch war ich noch in Amerika und brachte die Idee des Hausdresses mit, der uns in den kalten Wintern so unentbehrlich geworden ist..."

Ein Telephon aus Genf bringt eingehende Verhandlungen wegen Bettjäckchen. Man steigt die schön geschwungene Treppe hinunter, mit schlechtem Gewissen, dieser energischen und liebenswürdigen Frau so viel Zeit weggenommen zu haben, und bewundert im Laden noch rasch ihre letzte Schöpfung, die raffiniert geschnittenen „Sous-Jupes", lachsrot, königsblau und glänzend schwarz.

Die Apothekerin

Die Ladenglocke schrillt unaufhörlich, die eine Assistentin bringt ein Präparat zur Begutachtung, die andere erkundigt sich nach einer Sendung Ampullen. Schweigend kommt und geht der Ausläufer, ein kleiner Franzosenbub hat im gegenüberliegenden Magazin Schnüre sortiert. „J'vais chercher du travail!" ruft er seiner Patronne zu und wischt durch die Türe. Lächelnd blickt ihm Fräulein Müller nach und gibt dann bereitwillig Auskunft:

„Mein Studiengang? Nun, ich ging in die Sekundarschule und betätigte mich nachher im Haushalt, nähte und kochte und spielte Klavier. Als ich merkte, daß ich so keine Befriedigung fand, lernte ich zwei Jahre lang Algebra und Latein und legte die Maturitätsprüfung ab, die mir das Studium erst ermöglichte. — Apothekerin wollte ich werden, weil dieser Beruf mir sehr weiblich erscheint: Man sitzt nicht wie die meisten andern Intellektuellen in seiner Studierstube vergraben und tüftelt etwas Theoretisches heraus, sondern man arbeitet auch mit den Händen und bleibt mit den Menschen in Verbindung."

„Selbständig machte ich mich nach vier Jahren Praktikum und übernahm diese Apotheke. — O nein, ich glaube nicht, daß die Leute einem Apotheker mehr Vertrauen entgegenbringen als einer Apothekerin, im Gegenteil! Sehen Sie einmal, wer betritt meinen Laden? Frauen, fast immer Frauen. Und wer schon in der Apotheke einkauft, hat meistens seinen großen oder kleinen Kummer, sei es das kranke Kind, der zahnende Säugling oder der hustende Mann. Man spricht mit der Apothekerin darüber, denn sie soll schließlich helfen und ist nicht so sehr Respektsperson wie der Arzt. Das gibt einen sehr schönen menschlichen Kontakt, wie er sonst nur mehr in wenigen Berufen möglich ist."

„Ja, es braucht schon allerhand, eine Apotheke zu führen, und manchmal bin ich wirklich müde am Abend, zu müde, um noch für mich im Labor zu pröbeln, wie ich immer gerne möchte. Aber die Arbeit befriedigt mich, weil sie den ganzen Menschen braucht. Und der Betrieb hier ist immerhin ziemlich groß, vier Angestellte und der Ausläufer, zu Hause die Haushälterin..."

„Die Aussichten für den Apothekernachwuchs? Die Jungen werden mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, denn ein momentaner Mangel in pharmazeutischen Berufen, der durch die Mobilisation entstanden ist, hat sehr viele dieses Studium ergreifen lassen. Nach dem Kriege aber wird es in der Schweiz viel zu viele Apotheker geben, weil das Schweizer Diplom im Ausland nicht gültig ist."

Zielbewußte Kinderschritte nähern sich Fräulein Müllers Schreibtisch, ein kleines Persönchen pflanzt sich vor ihr auf. Eseli bekommt jedesmal, wenn seine Mutter die leere Lebertranflasche in die Apotheke bringt, von Fräulein Müller einen Kandiszucker. Ernsthaft blickt das Kind zu ihr auf, erhält seinen Zucker und stöffelt lutschend zurück. uhu.

Die Aussichten in den Frauenberufen

Im Augenblick und für die allernächste Zukunft sind sie als sehr günstig zu bewerten. Ja es besteht sogar, infolge des Zusammenwirkens der verschiedensten Faktoren, fast auf der ganzen Linie ein Mangel an weiblichen Arbeitskräften. Die Landwirtschaft hält viele Bauerntöchter auf dem Lande fest und beansprucht andere, die aus der Stadt kommen; die kriegswirtschaftlichen Verwaltungen des Bundes, der Kantone, Gemeinden und Großfirmen brauchen viele Kräfte; in der Fürsorge für die Flüchtlinge sind qualifizierte Frauen aus mancherlei Berufen tätig; Industrie und Gewerbe haben oftmals nicht genug Arbeitskräfte, um die zahlreich wartenden Aufträge zu erledigen; und die Ausländerinnen, die früher in Jahres- und Saisonstellen zahlreich waren, fehlen gänzlich. Wie wird es aber sein, wenn die jetzige übergroße Anspannung aller Arbeitskräfte sich lockert, wenn die Demobilisation wieder alle Männer in das Arbeitsleben zurückführt, wenn durch die Kriegsumstände geschaffene Stellen dahinfallen?

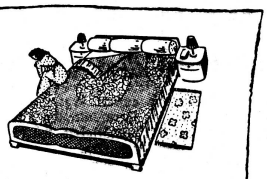
Auf lange Sicht gesehen, sind die Aussichten der einzelnen Berufsgruppen recht unterschiedlich zu beurteilen, wenn auch die Tatsache des Geburtenrückganges Anlaß zu einigem Optimismus geben kann. Auch die tatkräftige Vorsorge der Behörden zur Erhaltung der Beschäftigung wirkt ermutigend. Eindeutig günstig erscheinen die Aussichten im Gastgewerbe, in den Pflegeberufen, in der Land- und Hauswirtschaft, ungünstig für die Büroangestellten, besonders für die mangelhaft ausgebildeten. Aber ebenso wichtig wie diese auf Grund von Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Arbeitsmarkt beruhenden Voraussagen, sind einige weniger leicht erfaßbare, weil zum Teil nur stimmungsmäßige Einflüsse, die im folgenden angedeutet werden sollen.

Die Aussichten in den Frauenberufen sind abhängig von der Einstellung, die in der Nachkriegszeit der Frauenarbeit gegenüber eingenommen werden wird. Ob die von früher her schon bekannte ängstlich-kleinliche Mentalität obsiegen wird, die ein Zurückdrängen der Frauen aus dem Erwerbsleben zum Ziel hat, oder ob ein großzügig-gerechter Standpunkt sich durchsetzen wird, der nicht nur in der Kriegszeit Arbeit für alle sah, sondern auch im Frieden Aufgaben genug für alle Arbeitswilligen sieht, das wird von sehr großer Bedeutung sein. Die Arbeitsaussichten werden im weiteren abhängig sein von der Heiratshäufigkeit. Denn ein großer Teil der heiratenden Frauen zieht sich aus dem Erwerbsleben zurück, macht Platz für die jüngeren Kräfte und schafft Aufstiegsmöglichkeiten für die im Beruf verbleibenden Frauen. Deshalb spielen der Heiratswille und bis zu einem gewissen Grade auch die materiellen Voraussetzungen zur Gründung einer Familie eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Die Aussichten in den Frauenberufen sind auch abhängig von der Entwicklung der Lebenskosten und der Gestaltung der Löhne. Wenn Angestellte und Arbeiter mit konstantem und auskömmlichem Verdienst rechnen können, werden ganz allgemein und im besondern aus der Kategorie der angelernten und der Hilfsarbeiter viele verheiratete Frauen ausscheiden. Wenn umgekehrt die Spannung zwischen Lebenskosten und Löhnen zu groß ist, sehen sich viele verheiratete Frauen zum Verdienen gedrängt.

Welche Stellung die Frau im Erwerbsleben der Nachkriegszeit einnehmen wird, hängt endlich auch davon ab, ob sich die Haltung der berufstätigen Frauen selber gewandelt hat, ob sie aktiver, selbstsicherer, mehr auf die Vertretung ihrer Berufsinteressen bedacht geworden sind. Es ist unmöglich, darüber sichere und genaue Angaben zu machen. Doch lassen sich immerhin einige Ueberlegungen anstellen und Schlüsse daraus ziehen.

Durch den Krieg sind den Schweizerfrauen keine neuen Berufe geöffnet worden (Billetteuse und Briefträgerin sind wohl nur vorübergehende Erscheinungen!) Hingegen sind sie in Berufen,


Steppdecken
Ein Schmuck für das Schlafzimmer ist ein prachtvoller Bettüberwurf oder eine herrlich mollige Daunensteppdecke.
Es wird uns eine besondere Freude sein, Ihre eigenen Ideen durch unsere Beratung elegant und praktisch zu entwickeln.
Verlangen Sie unsere unverbindlichen Vorschläge.
Albrecht Schläpfer
Zürich
am Linthescherplatz Nähe Hauptbahnhof
Tel. 23 57 47

Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30
VORHÄNGE

Braut-Kränze und Schleier
ANSTECK U. VASEN BLUMEN
J. Fried. Gubser
PETERSTR. 20 · ZÜRICH · NEBEN CAFÉ ASTORIA
TEL. 36 070

Giger Kaffee
ist ergiebig und gut
HANS GIGER, BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Telephon 2 27 35

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

Bei
Müller-Blümli, Zürich
Münsterhof-Storchengasse 2
kaufen Sie vorteilhaft schöne, weiche
Wollstoffe, Seidenstoffe
Damenwäsche, Strümpfe

Sitzmöbel und Tische
der
A.-G. Möbelfabrik
Horgen-Glarus
in Horgen
Bei allen guten Möbelgeschäften erhältlich.

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofpl. 1 Tel. 23 12 72

Belegte Brötchen
munden herrlich
gewürzt mit
Delix
ersetzt Mayonnaise
oel- u. fettfrei

Institut MINERVA
Zürich
Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfinnenkurs

ATHENAEUM
MATURA
Heute
wie vor 9 Jahren
stellt sich die
Zürcher Mittelschule
Athenaeum
in den Dienst aller Volksschichten
Gymnasial-, Oberreal- und Handelsabteilung — Frauenbildungs- und Sekundarabteilung — Kunstseminar und Sekretärinnenschule
Referenzen und Auskünfte durch den Leiter und Inhaber der Schule
Dr. Ed. Kleinert, Zürich 8
Neumünsterallee 1 — Telephon 32 08 81 / 24 75 88

Institut Juventus
Vorbereitung auf Maturität und E. T. H.
Handelsschule mit Diplomabschluß
Abend-Technikum — Abend-Gymnasium
Schule für Arztgehilfinnen u. Laborantinnen
Berufswahlklassen 90 Fachlehrer
Zürich, Uraniastr. 31/33 - Handelshof

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

in denen sie früher nur schwach vertreten waren, jetzt zahlenmäßig stärker, z. B. in technischen Berufen, in der Industrie überhaupt. Sie könnten in verschiedenen anderen Berufen ihre früher schwache Position verstärken, haben aber leider als Gesamtheit die Gelegenheit dazu kaum ausgenützt. Hingegen sind viele einzelne Frauen in den letzten Jahren zu Stellen gekommen, die mit Verantwortung und Selbständigkeit ausgestattet sind und sie plötzlich der eigenen Kräfte bewußt werden ließen. Manches noch vorhandene gewesene weibliche Minderwertigkeitsgefühl ist gewichen und hat einem Berufsstolz und einem gesunden Selbstgefühl Platz gemacht, das nun auch gestattet, den Platz klarer zu erkennen, die die Frau in der Wirtschaft einnehmen soll. Nicht den Mann nachahmen soll sie, sondern als Frau ihren eigenen ebenso notwendigen und wertvollen Beitrag an das Arbeitsleben leisten.

Und sie darf für sich in Anspruch nehmen, jeden Beruf ausüben zu können. Die Männer- und die Frauenberufe haben sich längst so ineinander verschoben, daß praktisch alle fast alles machen können. Zwischen den beruflichen Fähigkeiten der Frauen und der Männer bestehen nur mehr wenig Unterschiede, doch werden die verschieden gerichteten Neigungen schon dafür sorgen, daß vorwiegend männliche und vorwiegend weibliche Arbeitsgebiete bestehen bleiben. Mit dem Unterschied allerdings, daß diese Einteilung dann ungehindert zustande käme und den Frauen die Richtung, die ihre Eignung und Neigung einzuschlagen hat, nicht mehr vorgeschrieben würde!

Die meisten Frauen sehen im Beruf nicht nur das Mittel zu raschem und gutem Verdienst, sondern auch seinen sozialen Sinn und geistigen Wert. Sie wissen, daß die spezifischen Leistungen der Frau ebenso wie jene des Mannes geeignet sind, das soziale und kulturelle Leben zu fördern. Sie glauben aus diesem Grunde auch, daß sie bei den Männern mehr Gehör und mehr Achtung für ihre Forderungen finden werden, als dies früher der Fall gewesen ist. G. N.

Pestalozzi
z. Problem der unehelichen Mutter

(Schluß von Seite 2)

den erschlagen." — Und Pestalozzi fragt: „Warum?" „Europa, was bringt deine Gebärerinnen zum Mord ihrer Kinder? Woher quillt die Verzweiflung im Busen des Mädchens? daß es ... o Gott vor der Stunde des Gebärens bebet und im Fieber seiner Schmerzen ausstreckt die Hand der Wuth und würget das Kind seiner Schmerzen?" Pestalozzi, mit der ihm eigenen Einfühlung erklärt von vorneherein den Kindsmord nicht als vorsätzliches Verbrechen, als das er sonst durchwegs bestraft wurde, sondern als Folge der Verlassenheit, Verzweiflung und namenlosen Verwirrung in den Schmerzen der Geburt. Wie oft haben die Kindsmörderinnen in den Verhören auf die Frage, warum sie diese Tat begangen hätten, geantwortet, sie hätten „so große Angst und Bangigkeit gehabt und so große Schmerzen", und hätten vor Angst nicht gewußt, was sie täten. Aber nie, wenn diese Protokolle aufgenommen oder wenn sie vor dem versammelten großen Rat abgelesen wurden vor der Urteilsfällung, hatte sich je eine Stimme erhoben, die mit menschlichem Erbarmen und mit Einfühlung die Tat aus den Umständen zu erklären suchte wie Pestalozzi das jetzt tat. „Bei Sinnen", sagt Pestalozzi mit aller Entschiedenheit, „tötet ein Mensch sein Fleisch und Blut nicht, und ein Mädchen, das bei seinen Sinnen, streckt die Hand nicht aus gegen sein Kind und würget nicht seinen Geborenen am Hals bis er erblasset. — Steck ein das Schwert deiner Henker Europa", beschwört Pestalozzi die Gesetzgeber, „es zerfleischt die Mörderinnen umsonst. Ohne stilles Rasen und ohne innere verzweifelnde Wuth würget kein Mädchen sein Kind. Vergebens fließt das Blut deiner Kindermörderinnen Europa! Laß deine Herrscher aufheben die Ursache ihrer Verzweiflung, so wirst du ihre Kinder erretten."

Und Pestalozzi sucht, in einer breit angelegten Untersuchung, nach den tiefen und eigentlichen Ursachen des Kindermords. Und er findet dafür vier wesentliche Gründe. Als Hauptursache bezeichnet er nicht etwa die „Sittenlosigkeit der losen Dirnen", wie das die zeitgenössische Gesetzgebung ganz selbstverständlich tat, sondern als Hauptursache bezeichnet er vielmehr „die Untreue und den Betrug verführender Jünglinge". Und er fordert deshalb, als erste Maßnahme einer guten Gesetzgebung, Gesetze, die

dem „Männerbetrug" vorbeugen.

Eine weitere Ursache des Kindermords erkennt Pestalozzi in der Armut, weil sie vor allem das Heiraten schwer mache. Als eine dritte Ursache nennt er dann die ungünstigen Verhältnisse, unter denen die dienenden Mädchen leben müßten, und schließlich ist ihm eine vierte Ursache des Kindermords die Furcht vor Eltern, Verwandten und Vormündern, die oft die Mädchen zu der verzweifelten Tat treibe. Pestalozzi findet hier harte Worte über den „heuchlerischen Ehrbarkeitsschnitt", um dessentwillen uneheliche Mütter so oft von Eltern und Verwandten verstoßen würden.

Pestalozzi sah im Kindsmord „gewissermaßen eine kausal-natürliche Folge der herrschenden gesellschaftlichen und vor allem der rechtlichen Zustände". Vom Mädchen, das sein Kind mordet, sagte er: „Es tut in Beziehung auf den Staat nichts anderes, als daß es sucht, kinderlos zu bleiben, weil der Staat will, daß es kinderlos sei, und ihm droht, weil es nicht kinderlos ist." Der Staat hat aber, nach Pestalozzis Auffassung, gar nicht das Recht, von den reifen Frauen und Männern zu verlangen, daß sie ehelos und kinderlos bleiben. Er habe aber dafür zu sorgen, „daß das Heiraten armer Mädchen und armer Jünglinge allgemein leicht werde und die Aussicht auf den Ehestand wohlerzogenen Menschen durchaus nicht schwer fallen müsse".

In bezug auf die unehelichen Mütter und Väter aber fordert Pestalozzi von seinem idealen Gesetzgeber: „Strafe das unversorgte Volk, das nicht heiraten kann, nicht, wenn es die Bedürfnisse seiner Natur befriedigt und nicht kinderlos bleibt, sondern lenke alle Väter und Mütter dahin, daß sie alle, alle, die Unverehelichten wie die Verehelichten, ihre Kinder lieben, erhalten und versorgen wollen und lieben, erhalten und versorgen können —".

Aus klarer Einsicht und tiefer Menschlichkeit heraus sagt Pestalozzi, daß das uneheliche Kind ebenso wie das eheliche für den Staat nur insofern ein Schaden sei, als es nicht recht erzogen werde. „Für die Menschheit und den Staat ist ein uneheliches Kind unzweideutig ein Gewinn, wenn es recht erzogen wird. Und für seinen Vater und seine Mutter ist ein uneheliches Kind ein Band ihrer Menschlichkeit und ein Mittel ihrer Besserung, so lange sie es ungekränkt lieben dürfen. Es wird ihnen aber zum Quell ihrer letzten Verheerung, wenn sein Dasein ihnen ihr Leben vergiftet."

Elly Weber.

Das Kind im Bilde

Zur Ausstellung im Atelier Chichiv Haller

Nein, es ist kein „Atelier", und auch keine Ausstellung und keine Sammlung und kein Museum, sondern von allem ein bißchen: Eine Frau hat sich mit viel Geschmack und künstlerischem Können eine Wohnung eingerichtet, die den Betrachter vor immer neue Köstlichkeiten stellt: altes Porzellan, wunderbar behäbige Kommoden und Bilder, viele Bilder. Wer Geld hat, kann sich alles kaufen, aber nur schon „Wer Augen hat zu sehen" wird eine Stunde beglückender Entdeckerfreude erleben. —

Gegenwärtig hat der Besucher Gelegenheit, in zwei großen Zimmern Kinderbilder zu betrachten, nichts als Kinderbilder — Porträts und Skizzen aus alter und neuer Zeit. Dabei fällt einem von neuem der große Unterschied auf, der im Charakterisieren des Kindes früherer Epochen und heute liegt:

Die letzten Jahrhunderte, und mit ihnen der Maler, sahen im Kinde nur ein Vorstadium zum ernsthaften und arbeitsamen Erwachsensein, rosige Symbole der Zukunft. Da hängt zum Beispiel ein Knabenporträt von Schmid aus Glarus: Kein Knabe, sondern ein junger Herr. Die linke Hand hält zierlich ein paar Blumen, die Rechte liegt auf einem Buch als Zeichen seiner sorgfältigen Erziehung, während im Hintergrund ein rot versiegelter Brief und eine Gänsefeder sichtbar werden. Diese Attribute haben dem Künstler genügt, das Wesen des Kindes auszudrücken: Ein noch unfertiges Erziehungsprodukt, das artig lächelnd Modell stand. Sein Gegenstück verkörpert sich in einem „Mädchen mit Früchten" aus dem 17. Jahrhundert, einer kleinen Salondame mit kunstvoll gedrehten Locken und dicken Puttenfingerchen auf dem pompösen Kleide. — „Kindlich" wirkt in diesem Raume einzig der „Knabe" von Vautier, ein pausbäckiger kleiner Mann in schwarzem Schürzchen, und das „Genesende Mädchen" von Anker.

Neben diesen Kindern, die von Konvention und starren Erziehungsmethoden eingeengt doch ein recht behütetes Dasein genossen, die das Leben ihrer Eltern weiterführen und ihre Kinder im selben Geiste erzogen, wirken die Kinder unserer Zeit zwiespältig und geheimnisvoll, schwer durchschaubar und manchmal von einer leisen Listigkeit, die sich über den Erwachsenen lustig zu machen scheint.

Das gilt vor allem für die Bilder Ernst Morgenthalers, der Buben und Mädchen vor lichtem Hintergrund aus wachen Augen blicken läßt, gemalt in ungebrochenen Farben und in der Technik, die dem Wesen des Kindes am ehesten gerecht wird: im Aquarell, das bei aller Skizzenhaftigkeit etwas Endgültiges hat. — Irène Zurkinden bringt immer wieder das Kapriziöse und Schelmische im Kinde zum Ausdruck, eine gewisse Frühreife, die der gallischen Rasse eigen ist und zehnjährigen Mädchen das Lächeln einer Frau um die Lippen legt.

Max Hunziker aber stellt schon die ganze Problematik des Kindes dar. Sein „Lesender Knabe" blickt uns über das Buch hinweg mit verschlossenem Ausdruck an, man ahnt wirre und unverständliche Gedankengänge hinter der breiten Stirn, und die kräftige Hand liegt seltsam unschlüssig da. Bei allen Kindern, die er malt, ist die Betonung auf die Augen gelegt, die groß und dunkel aus dem nur schematisch charakterisierten Gesichte schauen, und aus denen alles Leben kommt.

Auch der „Säugling" von Käthe Kollwitz ist nur Schauen und Staunen, sein Kopf und die Hände der Mutter kaum angedeutet. Doch geht von dieser zarten Skizze eine leise Polemik aus: Das Gesichtchen blickt uralt und schwächlich, die Mutterhände tragen die Spuren harter Arbeit — die Schöpferin des „Weberaufstandes" kann sich nie verleugnen.

Hie und da scheint aus all den gesunden, wohlwollenden Kindern ein fremdes Gesichtlein heraus, blaß und spitz, mit großen erschreckten Augen. „Marlette", „André" und wie diese Flüchtlingskinder alle heißen. Sie sind eine stumme Anklage gegen die Welt und die Erwachsenen, die es zulassen, daß das „Jahrhundert des Kindes" das Jahrhundert der Kriege werden konnte. —

Und unwillkürlich, während man die Treppen hinuntersteigt, klingt ein Satz von Hermann Hesse auf: „Es gibt nichts Wunderbareres und Unbegreiflicheres und nichts, was uns fremder wird und gründlicher verloren geht als die Seele des spielenden Kindes."

Ursula Hungerbühler.

Praktikumsbericht

Samstagabend. — „Madame H.?" — aus schmalem Gesicht schauten mir zwei große Augen erstaunt entgegen und mit müder Handbewegung bot mir die junge Bäuerin Platz. Die Putzschürze umgebunden, setzte sich die Frau erschöpft nieder und wartete, was ich Fremdling wohl von ihr wünsche. Die Erklärung war kurz und bündig: man schickte mich von der Praktikantinnenhilfe für überlastete Bäuerinnen, und wenn sich Frau H. einverstanden erklären wollte, würde ich für ein paar Wochen als „Mädchen für alles" zur Seite stehen. Wohl zögerte sie erst ein wenig, fürchtend, sich einen Esser mehr, jedoch keine rechte Hilfe aufzubürden. Doch bald siegte das Vertrauen zu der Fremden und mit einem Seufzer der Erleichterung schob sie mir Schrupper und Putzkessel zu, denn die Kräfte wollten nicht mehr ausreichen, um die angefangene Arbeit zu beendigen.

Wenn irgendwo, war Hilfe hier nötig. Man denke, eine junge Frau mit zwei Kindern von vier und zwei Jahren, ein Drittes erwartete sie auf Ende des Monats. Der Mann war seit Wochen im Militärdienst und niemand sonst da, der zu den Geißen, Hühnern und zum Garten schaute. Die ganze Arbeit lastete auf ihren Schultern, die Nachbarn, — im eigenen Gewerbe tätig, — wohnten mindestens in 5—10 Minuten Entfernung. Daß es hier an einem Tätigkeitsfeld nicht mangelte, läßt sich leicht denken.

Meine erste Aufgabe war die reguläre 14 Tage-Wäsche. Gut, daß sie gerade in die erste Zeit meines Aufenthaltes fiel, so konnte mir die Bäuerin genau zeigen, wie sie es wünschte. Allerdings dachte ich damals nicht, daß ich dies „Wäschefest" im Freien noch einmal, und zwar ganz allein, genießen könnte. —

Kurz, die Tage flohen dahin, man wußte nicht wie, waren sie doch reichlich angefüllt mit Waschen, Putzen, Flicken, Kochen und Gartenarbeit. Letztere sagte mir ganz besonders zu, war ich doch durchs Jahr hindurch genötigt, den ganzen Tag im Büro zu verbringen.

So hackte ich denn nach Herzenslust und säuberte mit Begeisterung die Beete von Unkraut und Steinen, nicht ohne mich zwischendurch wieder einmal in der prächtigen Gegend umzuschauen.

Der schönste Moment des Tages jedoch war der frühe Morgen. Die Minuten der Ruhe und Besinnung, die ich jeweils kurz nach fünf Uhr auf der Galerie verbrachte, begleiteten mich durch den ganzen Tag. Noch lag Stille über Berg und Tal. In fast unwirklichen Silbertönen ragte die Dent du Midi in das klare Blaßblau des Himmels, während anderseits die Diablerets der Gegend eine ernsthaftere Note aufdrückten. Ueber die tauglitzernden Wiesen strich ein leichter Bergwind. — „Heimat!" — ein jeder Tag ein Geschenk — ein jeder Tag neues Erleben — „Heimat" — wohl ist sie klein, doch, trifft Du anderswo ein Gleiches? Ist sie es nicht wert, daß du alles dran setzest, ihrer würdig zu sein? — daß du dich in ihren Dienst stellst! Praktikantinnenhilfe — Dienst an der Heimat. — Ich will nicht behaupten, daß es immer leicht war, die geforderte Arbeit gut auszuführen. Wenn die Arme erlahmten beim Schleppen der schweren Gießkanne, wenn beißender Rauch die Küche erfüllte und mir die Tränen in die Augen trieb, dann galt etwa einmal die Parole „serrez les dents", doch waren dies nur ungerade Momente, einmal überstanden, würden sie zu neuer Triebkraft.

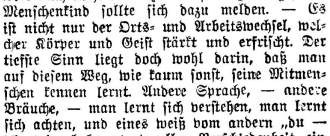
Unvermutet rückte die zweite Woche heran und mit ihr kehrte der Hausherr zurück. Es war gut, denn das schöne Wetter rief zum Heuen. Jetzt galt es, die ganze Kraft einzusetzen, zumal die Arbeit der Bäuerin immer beschwerlicher wurde.

Nie werde ich jenen Tag vergessen. Vom frühen Morgen an wurde auf den Wiesen gewerkt. Dazwischen besorgte ich rasch Küche und Haushalt, um von neuem zu den andern aufs Feld zurückzukehren. Der Abend brach herein, doch noch lag Heu am Boden, die junge Frau aber ging ihrer schweren Stunde entgegen. Eine unermeßliche Achtung erfüllte mich. Wie viele Stadtfrauen wird es wohl geben, die ohne Murren, unter Schmerzen, ein schweres Tagwerk vollbringen, wissend, daß auch die Nacht kein Ausruhen bringen wird? — Am folgenden Morgen hielt ich den kleinen Pierre-André auf den Armen, während die Mutter müde in den Kissen lag. Was bedeuteten doch die vermehrten Pflichten gegenüber dem restlosen Vertrauen, das mir nun von allen Seiten entgegengebracht wurde? Noch waren keine zwölf Stunden verflossen, seit der kleine Erdenbürger seinen Einzug gehalten hatte und schon wurde mir dessen Pflege überlassen. —

Ein paar Wochen nur dauerte mein „Dienst"; was ich jedoch dabei lernte und erlebte, könnte Jahre ausfüllen. Eine wahre Lebensschule, praktisch und moralisch, die mir unvergeßlich bleiben wird.

„Praktikum", es war nicht das erstemal, und wird auch nicht das letztemal sein. Jedes gesunde Menschenkind sollte sich dazu melden. — Es ist nicht nur der Orts- und Arbeitswechsel, welcher Körper und Geist stärkt und erfrischt. Der tiefste Sinn liegt doch wohl darin, daß man auf diesem Weg, wie kaum sonst, seine Mitmenschen kennen lernt. Andere Sprache, — andere Bräuche, — man lernt sich verstehen, man lernt sich achten, und eines weiß vom andern „du — ich, wir haben trotz aller Verschiedenheit ein gemeinsames Gut — unsere Liebe zum Vaterland!"

E. B.



Neue Aphorismen. Charles Tschopp. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich.

Der Verfasser hat schon vor einigen Jahren ein erstes Bändchen Aphorismen herausgegeben. Manche von jenen Aphorismen gehen heute von Mund zu Mund. Einige haben sogar den Weg in Abreißkalender gefunden.

Das neue Bändchen erfüllt die Forderung, welche schon die alten Chinesen an die Aphorismen stellten, nämlich daß sie „die Frucht der längsten Erfahrung in den kürzesten Worten" seien. Von „Moral und Unmoral" ist in diesem Buche die Rede. Von „Kindern und Erziehung", von „Weisheit und Lebenskunst", von „Liebe, Ehe und Freundschaft". Ein Kapitel „Frommes und Ketzerisches" wird den denkenden Leser zu Spruch und Widerspruch auffordern, ein anderes „Nicht für Frauen" warnt die Leserinnen — vermutlich vergebens!

Tschopp beherrscht die seltene Gabe, eindrucksvolle Aphorismen zu schreiben, mit einer solchen Vollkommenheit, daß es uns nicht unmöglich erscheint, daß dieses schmale Bändchen in die Weltliteratur eingehen wird.

O. R.

Die kleine Gasse, Roman von Elliot Paul, Bermann-Fischer Verlag, Stockholm.

Der Amerikaner Elliot Paul hat als Zeitungskorrespondent achtzehn Jahre in Paris gelebt und zwar die ganze Zeit in der schmalen Rue de la Huchette. Fast selber zum Bürger der kleinen Gasse geworden, stellt der Autor in unglaublich plastischen Figuren all die Geschäftsleute, Beamte, Kellner, Dirnen, Polizisten und Vagabunden vor uns hin, jeder einzelne eine vollendete Persönlichkeit mit ausgesprochener Weltanschauung. Und in dieser kleinen Gasse spiegelt sich die große Welt, spiegeln sich die Ereignisse der Zwischenkriegsjahre, vom Verfasser auf das ungenierteste kommentiert, und endlich tragisch und untergangsnah, das Geschehen unserer Tage. En miniature zeigt der Roman Willen und Kultur, Humor und Pathos, Stärke und Schwäche eines Volkes, das heute in Not ist. — Die Spannung des Romanes wird nicht, wie so häufig, durch die Frage „bekommen sie sich, bekommen sie sich nicht?" hervorgerufen, sondern durch das unablässig bunte Hervorperlen der einzelnen Bilder. Man liest und liest und möchte immer noch mehr hören.

A. M.

Schweizer Maler aus fünf Jahrhunderten von Konrad Witz bis zu Ferdinand Hodlers Tod. Mit 8 mehrfarbigen und 160 schwarzweißen Wiedergaben und biographischen Daten über die Künstler. Rascher Verlag, Zürich.

Die Bestrebungen zu einer Neubelebung des Familienlebens, haben die Frage nach Unterhaltung, an welcher alle Familienmitglieder Anteil nehmen können, neu aufgeworfen. Das gemeinsame Betrachten von Kunstbüchern, wobei man seine Meinungen austauscht, die Alten den Kindern die Bilder „erklären" und die Kinder sich Lieblingsbilder besonders merken können, gehört zu den wenigen Unterhaltungen, wo wirklich alle zum Mitmachen Lust haben. Darüber hinaus bieten handliche Sammlungen von Kunstwerken in Buchform den Erwachsenen einen interessanten Ueberblick über das Kunstschaffen, den Jugendlichen öffnen sie die Augen für Kulturschätze, und für die Kinder bedeuten sie das Ganzbesondere das Festliche. Der vorliegende Bilderband ist geeignet, ein solches Hausbuch zu werden. Dies noch umsomehr, als darin in erster Linie Gemälde Aufnahme gefunden haben, die sich im öffentlichen Besitz befinden, so daß er Vorfreude und Nachgenuß des unmittelbaren Schauens bereiten kann.

im.

Tina in die Welt. Martha Niggli. Friedr. Reinhardt Verlag, Basel.

Das Thema des flüggen Nestvogels, der mit viel Idealismus, einem goldlauteren Herzen und einer Menge unverhofften Glücks sein Debut in der Welt macht, ist hier wieder einmal erschöpfend behandelt worden: Lisa, das arme, aber guterzogene Bauernmädchen hat sich selbst das Geld zum Besuch einer höheren Schule verdient, muß dann aber des kranken Vaters wegen möglichst rasch einen ausreichenden Verdienst finden. Ihre Lieblingsidee, auf dem elterlichen Bauerngütchen ein Landerziehungsheim zu gründen, treibt sie ins Ausland, um Sprachen und Menschen kennen zu lernen. Lisa kommt zuerst nach England als Betreuerin des kleinen Eric, der durch ihre Sorgfalt und Liebe gesund wird, und erhält von den dankbaren Eltern einen echten Turner (!) geschenkt. In Holland darauf betätigt sie sich so geschickt mit Tulpenzwiebeln, daß der reiche junge Handelsherr sich sehr in sie verliebt. Aber sie weiß, daß die Heimat, ihr Lebtheim und der Jugendtreuno Arnold auf sie warten. Ihre Heimkehr wird zu einem Fest der Erinnerung und Zukunftsahnung.

Veranstaltungen

Dritte Kundgebung für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde

Junge Leute sprechen zur Petition der Bernerfrauen

Fräulein Dory Hostettler, Kunststopferin
Fräulein Edith Marti, stud. jur.
Fräulein Ruth Moser, Büroistin
Fräulein Tildy Thalmann, Verkäuferin
Herr Felix Debrit, cand. phil. II
Herr Werner Thüring, Schreiner
Herr Walter Weber, Präparator
Herr Dr. Karl Wegmann, Beamter

Prolog von Fräulein Gerda Meyer, Journalistin. Einlage von Fräulein Elvira Schalcher vom Stadttheater Bern.

Bern, Freitag, den 16. März, 20.15 Uhr, bei Geseler-Rindlisbacher, Bärenplatz 21, 1. Stock.

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26. Montag, 12. März, 17 Uhr: Musikfektion. Vortrag von Herrn Professor Dr. F. Gysi: „Die Musik in Tausend und eine Nacht". Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Basel: Frauenzentralen beider Basel.
19. Jahresversammlung

Mittwoch, den 14. März 1945, 14.30 Uhr, im großen Saal der Schmiedenzunft (Gerbergasse 24 Tramhaltestelle: Post). Traktanden: Jahresberichte von Baselstadt und Baselland. — Jahresrechnung von Baselstadt. — Wahlen für Baselstadt. — (Nach zweijähriger Amtsdauer sind Präsidentin, Vorstand und Rechnungsrevisorinnen neu zu wählen. Sie sind laut Statuten wieder wählbar. Demissionen liegen vor von der Präsidentin und von Frau Burkorf-Burckhardt, Kassierin.) — Kurze Pause.
16 Uhr präzis:
Pro und Contra einer Frauenabstimmung in Sachen Stimmrecht.
Referate von Herrn Nationalrat Dr. Albert Oeri und Frau Widmer-Theil, Präsidentin der Vereinigung für Frauenstimmrecht. — Anschließend Diskussion.
Im Hinblick auf die Wichtigkeit des Themas im jetzigen Augenblick bitten wir unsere Vereine, nicht nur ihren Vorstand, sondern auch ihre Mitglieder zum Besuch der Versammlung aufmerksam zu machen.
Laut Statuten hat jeder Verein die Pflicht, zwei stimmberechtigte Delegierte abzuordnen.
Wünsche, Anregungen und Anträge sollen mindestens fünf Tage vor der Versammlung der Präsidentin mitgeteilt werden.
Auf zahlreiches Erscheinen von Mitgliedern der uns angeschlossenen Vereine und von Gästen zählt der Vorstand der Frauenzentrale beider Basel.

Radiosendungen für die Frauen

fr. Im Mittelpunkt der Sendung „Den Frauen gewidmet" (12. März) steht um 17.15 Uhr eine Betrachtung von Lina Sommer über **„Kinderspielzeug in früheren Zeiten"**. Schließlich wird gleichen Tags um 20.55 Uhr der Zyklus **„Das Mutterrecht bei den verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten"** begonnen. Im ersten Vortrag verbreitet sich Prof. Dr. H. Fehr über das Thema „Das Mutterrecht der alten Welt". Zum Tagesausklang spielt um 22.05 Uhr Hedi Durrer „Russische Klaviermusik". Dienstag den 13. März um 22.10 Uhr geht Elisabeth Thommens kleine Hörfolge „Wenn der Märzwind weht" in Szene. „Für die Hausfrau" gibt Mittwoch den 14. März um 13.40 Uhr Dr. Nelly Schmid Antwort auf die Umfrage **„Was sollen die erwachsenen Söhne und Töchter zu Hause an Kostgeld bezahlen?** und um 17.15 Uhr spricht in der Sendung **„Lebensgefährtinnen großer Schweizer"** Dr. Hedwig Wäber über „Judith Geßner". Die Kapitel, die Donnerstag den 15. März um 13.40 Uhr in der Sendung „Notiers und probiers" behandelt werden, lauten **„Es ist wie im Märchen — Beschriftung auf Büchsen — Für Kaffeenfreunde — Erbsenpfluten — Aus Fischkonserven — Gestickt und besticht"**. Die von Grete Trapp Freitag den 16. März um 17.15 Uhr betreute „Frauenstunde" bringt eine Plauderei unter dem Motto **„Nun kommt die Frühjahrsmode"**.

Redaktion
Dr. Iris Meyer, Zürich 1, Theaterstraße 8, Telephon 24 50 80, wenn keine Antwort 24 17 40.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

Hans Fäh
Glashaus Rappperswil

Bewährte Bezugsquellen

E. GUGOLZ-MEYER
Bäckerei-Konditorei
Zürich 10, Nordstraße 151, Telephon 26 24 03
Prompte Bedienung ins Haus

BÜHLER & CO., ZÜRICH
Telephon 23 38 43
Konserven, Kolonialwaren
Frischobst
Gemüse und Südfrüchte en gros
Fabrik-Depot für
Lenzburger Conserven

E. Kellenberger Söhne, Zürich
Hohlstraße 110, Tel. 23 87 96
Landesprodukte, Gemüse und Früchte en gros
Spezialität:
Kartoffeln, Obst, Zwiebeln, div. Wintergemüse

Die **FRISCH-RAVIOLI-FABRIK**
Aebi & Amann, Zürich 8, Seefeldstraße 222
kann auch heute noch eine la Qualität liefern
Täglich frisch werden versandt:
Fleischravioli, Käseravioli, Delikateßravioli
Geringste Mengen Rationierungsmarken
Verlangen Sie Offerte / Tel. 24 12 39

Das gute Brot von
Großbäckerei-Konditorei
Laubscher
Zürich / Badenerstraße 333 / Tel. No. 23 68 24

KARL HAEGELI
Zürich, Militärstraße 114
Magazin: Tel. 25 72 27 / 27 14 68
Obst, Gemüse
Südfrüchte en gros

Milch — Butter — Käse
Kolonialwaren
Höflich empfiehlt sich:
Alfred Marthaler
Bern-Bümpliz Telephon 4 61 40

Praktische Geschenke
Damenberufsmäntel:
weiß, und farbig la Qualitäten
Küchenschürzen:
in großer Auswahl
Bekleidungen für Köche:
in bester Ausführung
sowie sämtliche Berufskleider bei
THALER, Rennweg 18, Zürich 1
Tel. 27 57 44

Zur Lieferung von
Milch- und Milchprodukten
wie Kolonialwaren
empfiehlt sich bestens:
E. Schwab, Zürich-Oerlikon
Franklinstraße 37

Schmeckt Ihnen Schlagrahm?
Dann schmeckt Ihnen auch eine schäumig geschlagene Crème aus
Berger-Chöpfli- und Crèmepulver

1 Paket –.55 punktfrei
BERGER, FRÜCHTE, BERN - Tel. 2 70 71

Haushaltungsschule Bern
der Sektion Bern des Schweiz. gemeinnütz. Frauenvereins
3 Fischerweg 3
Am **1. Mai 1945** beginnt der sechsmonatige **Sommerkurs**. Zweck der Schule ist: Ausbildung junger Mädchen zu tüchtigen, wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen und Müttern.
Praktische Fächer: Kochen, Servieren, Haus- u. Zimmerdienst, Waschen, Bügeln, Handarbeiten, Gartenbau.
Theoretische Fächer: Ernährungs- und Nahrungsmittellehre, Gesundheitspflege, Haushaltungskunde, Buchhaltung, Kinderpflege.
Auskunft u. Prospekte durch: **Die Direktion.** Tel. 22 44 40

Metzgerei Wurster
Das Haus der bevorzugten Fleisch- und Wurstwaren
Basel
Kriegerstraße 42
Telephon 3 48 66

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 16
Gipfelstube
W. BENTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Hausfrauen, verwendet
CARANOL
das sparsame Bodenwachs für
PARKETT, LINOLEUM, MÖBEL
Fabrikant DR. A. LANDOLT A.G., ZOFINGEN

die Gaszuteilung wird immer knapper! Die passenden Kochgeschirre in bester Ausführung aus dem reichhaltigen Lager der Spezialfirma:
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
KÜCHENEINRICHTUNGEN
NÄSCHELERSTRASSE 44 TELEPHON 25 37 40

Probieren Sie selbst
bald werden Sie spüren, was mit Ambrosia an Geschmack und Nährwert gewonnen und an Geld gespart werden kann. Achten Sie auf den feinen süßen Nußgeschmack.

obi der herrliche Süssmost

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7

Denken Sie
bei ihren Vergabungen von Kleidern, Wäsche, Säuglingswäsche und Schuhen an die unter der Teuerung leidenden einheimischen Familien und Alleinstehenden
Kleiderstube der Winterhilfe
Telephon 23 36 00 • Schulhausstraße 62 • Zürich
Vergütung von Textilcoupons und Schuhpunkten

SCHAFFHAUSER WOLLE